

Reihe  
Germanistische  
Linguistik

103

Herausgegeben von Helmut Henne, Horst Sitta  
und Herbert Ernst Wiegand



# Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen

Referate der  
Internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989

Herausgegeben von Anne Betten  
unter Mitarbeit von Claudia M. Riehl

Max Niemeyer Verlag  
Tübingen 1990



CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

**Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen : Referate der internationalen Fachkonferenz Eichstätt 1989 / hrsg. von Anne Betten. Unter Mitarb. von Claudia M. Riehl.**  
– Tübingen : Niemeyer, 1990  
(Reihe Germanistische Linguistik ; 103)  
NE: Betten, Anne [Hrsg.]; GT

ISBN 3-484-31103-7    ISSN 0344-6778

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1990

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Printed in Germany.

Druck und Buchbinder: Weihert-Druck GmbH, Darmstadt

## Wladimir Admoni gewidmet

Corrigendazettel zu RGL 103

Seite V, Gedicht, Zeile 4:  
es muß heißen „merken“ statt „machen“

Zum Geleit

Und in meinen alten Jahren  
habe ich zu allerletzt  
Meine Verse übertragen,  
Wie es wohl zu machen jetzt.

[...]

Ist's nicht an der Zeit  
Trotz aller Sünden  
Still zu verkünden  
Den Einzug der neuen Menschlichkeit?

W. Admoni 1988, aus seiner Gedichtsammlung 'Die neue Menschlichkeit', vorgelesen am Abschiedsabend der Eichstätter Tagung.



## Inhalt

Vorwort .....	XI
Einleitung ( <i>Anne Betten</i> ) .....	XV

### I. Syntax und Morphologie

<i>Wladimir Admoni</i> Die Entwicklung des Gestaltungssystems als Grundlage der historischen Syntax .....	1
<i>Andreas Lötscher</i> Variation und Grammatisierung in der Geschichte des erweiter- ten Adjektiv- und Partizipialattributs des Deutschen .....	14
<i>Rudolf Grosse</i> Funktionen des Pronomens <i>iz</i> im Althochdeutschen .....	29
<i>Gerhard Schreier</i> Wie ermittelt man diachronische Veränderungen seltener lexiko- syntaktischer Erscheinungen? Über das Schwanken zwischen Trennbarkeit und Untrennbarkeit bei Verbalkomposita .....	39
<i>Kari Keinästö</i> Über ingressive und egressive Infinitivkonstruktionen im mittel- hochdeutschen Prosa-Lancelot .....	56
<i>Vytautas Vaišnoras</i> Ableitung von Infinitivkomplementen in frühneuhochdeutschen Texten .....	71
<i>Hans-Werner Eroms</i> Zur Entwicklung der Passivperiphrasen im Deutschen .....	82
<i>Karin Donhauser</i> Moderne Kasuskonzeptionen und die Kasussetzung im Althoch- deutschen. Überlegungen zur Stellung des Objektsgenitivs im Althochdeutschen .....	98
<i>Wolfgang Huber</i> Kasusdarstellungen im Rahmen der Relationalen Grammatik .....	113
<i>Werner Abraham</i> Zur heterogenen Entfaltung der Modalpartikel im Ahd. und Mhd. ....	124

## VIII

*Richard Schrod*

Reanalysen bei mhd. *dô* und *doch*? ..... 139

*Joachim Schildt*

Modalwörter im Frühneuhochdeutschen. Die Entwicklung ihres Bestandes ..... 153

## II. Syntax und Pragmatik

*Marinel Gerritsen*

The use of sociolinguistic methods in historical syntax ..... 163

*Gisela Brandt*

Soziolinguistisch orientierte Forschungen zur Syntax der frühneuezeitlichen deutschen Literatursprache (Satz, erweiterte Substantivgruppe, Text) ..... 182

*Rudolf Bentzinger*

Besonderheiten in der Syntax der Reformationsdialoge 1520-1525 ..... 196

*Hannes Kästner/Eva Schütz/Johannes Schwitalla*

'Dem gmainen Mann zu guttem Teutsch gemacht'. Textliche Verfahren der Wissensvermittlung in frühneuhochdeutschen Fachkompendien ..... 205

*Helmut Ebert*

Bemerkungen zur Syntax frühneuhochdeutscher Bittbriefe ..... 224

*Ulrike Demske-Neumann*

Charakteristische Strukturen von Satzgefügen in den Zeitungen des 17. Jahrhunderts ..... 239

*Jarmo Korhonen*

Zu Verbphrasemen in Zeitungstexten des frühen 17. Jahrhunderts ..... 253

*Dieter Cherubim*

Rituell formalisierte Syntax in Texten des 16. und 19. Jahrhunderts ..... 269

*Klaus J. Mattheier*

Formale und funktionale Aspekte der Syntax von Arbeiterschriftsprache im 19. Jahrhundert ..... 286

*Siegfried Grosse*

Zu Syntax und Stil in der deutschen Sprache des 19. Jahrhunderts ..... 300

<i>Stefan Sonderegger</i>	
Syntaktische Strukturen gesprochener Sprache im älteren Deutschen .....	310
<i>Anne Betten</i>	
Zur Problematik der Abgrenzung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei mittelalterlichen Texten .....	324
<i>Michael Giesecke</i>	
Syntax für die Augen – Strukturen der beschreibenden Fachprosa aus medientheoretischer Sicht .....	336
<i>Terence Wilbur</i>	
Bourgeois respectability: Its origin and final triumph .....	352
 <b>III. Syntax im zeitgenössischen Bewußtsein</b>	
<i>Kurt Gärtner</i>	
Das Verhältnis von metrischer und syntaktischer Gliederung in mittelhochdeutschen Verstexten um 1200 .....	365
<i>Birgit Stolt</i>	
Redeglieder, Informationseinheiten: <i>Cola</i> und <i>commata</i> in Luthers Syntax .....	379
<i>Dagmar Neuendorff</i>	
Überlegungen zu <i>comma</i> , <i>colon</i> und <i>periodus</i> in den Predigten Bertholds von Regensburg .....	393
<i>Monika Rössing-Hager</i>	
Leitprinzipien für die Syntax deutscher Autoren um 1500 – Verfahrensvorschläge zur Ermittlung zeitspezifischer Qualitätsvorstellungen, ihrer Herkunft und Verbreitung .....	406
<i>Franz Hundsnurscher</i>	
Syntaxwandel zur Gottsched-Zeit .....	422
<i>Bernd Naumann</i>	
Die 'dependenzgrammatischen' Überlegungen Johann Werner Meiners (1723-1789) .....	439
 Anschriftenliste der Autoren .....	 451



## VORWORT

Vom 4. bis 6. Mai 1989, bei strahlendem Frühlingswetter, gab Eichstätt an der Altmühl mit seinen z.T. hochmodernen, z.T. den barocken Residenzen angepaßten Gebäuden der jungen Katholischen Universität nahe dem romanischen Dom den Rahmen für eine Fachkonferenz zur historischen Syntax des Deutschen – sozusagen in idealer Übereinstimmung der geschichtlichen Spannweite von architektonischem Ambiente und Tagungsthemen vom Alt(hoch)deutschen bis zur Gegenwart. 50 Teilnehmer aus 10 Ländern beschäftigten sich an 2 1/2 Tagen mit 29 Referaten. Sie sind hier abgedruckt, ergänzt durch zwei für die Tagung selbst zu spät angebotene Reservevorträge und den Beitrag von Vytautas Vaišnoras, der als einziger der Angemeldeten in letzter Minute abtelegrafieren mußte, da sein Visum nicht rechtzeitig erteilt worden war. Umso größer war die (ein halbes Jahr später aufgrund wahrhaft weltbewegender Ereignisse schon anachronistisch anmutende) Freude, daß alle anderen aus der UdSSR, Polen und der DDR Geladenen hatten kommen können. Daß Wladimir Admoni die Beschwerden der Reise nicht gescheut hatte und somit vielen Kollegen, die seine zahlreichen Arbeiten zur Sprachgeschichte des Deutschen schon so lange kannten und schätzten, erstmals auch persönlich begegnete, war ein besonderer Höhepunkt der Tagung. Sein Referat – ursprünglich als Einleitung zu seiner ebenfalls 1990 im Niemeyer Verlag erscheinenden 'Historischen Syntax des Deutschen' konzipiert – wurde als öffentlicher Abendvortrag in der ehemaligen bischöflichen Residenz aus dem übrigen Programm herausgehoben.

Die Tagung verfolgte anfangs ein bescheideneres Ziel: Gedacht war an ein kleines Kolloquium, auf dem intensiv erörtert werden sollte, welche methodischen Impulse "Bindestrich-Linguistiken" wie Sozio- und Textlinguistik einem alt-etablierten Fach wie der historischen Syntaxforschung geben können, welche neuen Fragestellungen sich eröffnen, was für Ergebnisse bereits zu verzeichnen sind. Stärker formalgrammatisch orientierte Richtungen der heutigen Syntaxforschung sollten ausgeklammert bleiben, so etwa die Valenz- und Dependenzgrammatik wie auch generative Grammatiktheorien in ihren verschiedenen Ausprägungen. Diese Beschränkung wurde im späteren Planungsstadium jedoch schrittweise durchbrochen, z.T. auf Vorschlag von Teilnehmern, die sich bestimmte zusätzliche Referent(inn)en wünschten, z.T. durch eigene Anfragen von Interessierten, die der Tagungstitel "Neuere Methoden in der Erforschung der historischen Syntax des Deutschen" neugierig gemacht hatte. Dies hatte bedauerlicherweise zur Folge, daß bei einigen Kollegen "systemlinguistischer" Ausrichtung der Eindruck entstand, sie

seien bewußt übergangen worden. Ich habe dieses Mißverständnis bei der Eröffnung der Eichstätter Tagung zur Sprache gebracht und gleichzeitig die mehrfach in diesem Zusammenhang gehörte Anregung weitergegeben, auf eventuellen späteren Tagungen wirklich *a l l e* zur historischen Syntax Arbeitenden zusammenzubringen, da man den Dialog suche. Ich hoffe, daß aus der Genese der Eichstätter Planung eines kleinen, thematisch begrenzten Kolloquiums verständlich wird, warum dies hier noch nicht geschehen ist, auch wenn sich der Kreis erweiterte, so daß schließlich Vertreter fast aller Richtungen anwesend waren und zumindest die Diskussionen mit entsprechend kontroversen Meinungen lebten.

Für das Gelingen einer Tagung sind viele mitverantwortlich, denen zu danken ist: Ermöglicht wurde alles in erster Linie durch eine großzügige Beihilfe der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Die verbleibenden Finanzierungslücken schlossen der Kanzler der Katholischen Universität Eichstätt und die Stadtparkasse Eichstätt. Verwaltungsinspektor Günter Harrer nahm die Mühen der Abrechnung auf sich. Die studentischen Hilfskräfte Ruth Cramer, Gudrun Dreher, Gerlinde Schmidt, Jürgen Schließer sowie Claudia Riehl als Leiterin des Tagungsbüros sorgten für eine reibungslose Organisation, Frau Christine Hell erfrischte die ermüdeten Geister durch regelmäßige Kaffeepausen. Sie und weitere Helfer von der Universitätsverwaltung bis zum Fremdenverkehrsverein trugen zum Erfolg der Konferenz wesentlich bei. Nicht unerwähnt bleiben sollen auch unsere kundigen Führungen durch die Stadt Eichstätt, das Jura-Museum und verschiedene Gebäude der Universität sowie die beiden Empfänge von Landrat Konrad Regler und von der Katholischen Universität Eichstätt, vertreten durch Vizepräsident Heinz Hürten, die durch ihre gastlich-heitere Atmosphäre das doch ziemlich anstrengende Arbeitsprogramm angenehm auflockerten. Allen unvergessen wird schließlich der letzte Abend im Rokokosaal eines Eichstätter Restaurants bleiben, an dem die Sprachwissenschaftler zeigten, daß sie zur Literatur nicht nur ein kühl analysierendes, sondern auch ein kreativ-produktives Verhältnis haben können: Wladimir Admoni las eigene russische und deutsche Gedichte aus 60 Jahren (s. Widmungsblatt), und Stefan Sonderegger verkündete in selbstverfaßter *zuosprâhha* das Fazit der Tagung:

Ûz aller werlte sîn wir her gekomen  
 ein jeder des andern wort hât ernestlich vernomen.  
 Der Germanisticae zuokunft sî daz satzgefüege  
 ich wil ez sagen mit fröüde âne rüege  
 dârob wir suln nâh disen tagen  
 ich enmac ez niht und nie verdagen

allenthalben frô unde gemeit  
ze niuwen tâten schribende sîn bereit.

Der schwierigste Teil erwartete uns allerdings noch mit der Herausgabe der Tagungsakten: Da alle jüngeren Teilnehmer eine maschinenschriftliche Druckvorlage im Computerzeitalter für untragbar hielten und meine Mitarbeiter frohen Mutes waren, daß uns trotz meiner Abwesenheit zu einer Gastprofessur in den USA von September 1989 bis April 1990 eine gut aussehende Computerfassung gelingen würde, habe ich mich voller Bedenken der Mehrheit gebeugt. Mir als Laien unbegreifliche Tücken des Computerprogramms sowie die den studentischen Schreibkräften noch ungewohnten formalen Präzisionsanforderungen an ein Buch schienen meine Skepsis zunächst zu bestätigen. (Einige Beiträger werden beim Korrekturlesen der ersten Computerfassung ähnliche Befürchtungen bekommen haben.) Die Langsamkeit der Post zwischen Eichstätt und Los Angeles trug ein übriges zur Verzögerung bei. Nach mehrfachen Korrekturgängen hoffen wir aber nun, den Ansprüchen der Autoren (die sich leider auch nicht alle an unsere Manuskriptgestaltungswünsche gehalten hatten) und vor allem der Leser gerecht zu werden. Man möge uns nachsehen, wenn nicht alles perfekt harmonisiert und vereinheitlicht werden konnte. Meine Mitarbeiterin Claudia Riehl hat sich in dieser Phase mit der Koordination aller nötigen Arbeitsschritte große Verdienste um die Erstellung der Druckvorlage erworben. Bei den Schreibarbeiten war uns vor allem Birgit Öchsel eine große Stütze, desweiteren bemühten sich Barbara Mayer und Jürgen Schließer. Nicht zuletzt schließlich haben uns guter Rat und stets freundlicher Zuspruch von Frau Gertrud Teufel, die das Buch beim Verlag betreute, auch in schwierigen Situationen ermuntert: Ihnen allen und Helmut Henne, der als Mitherausgeber der Reihe manche Zweifelsfragen lösen half, sei hier nochmals herzlich gedankt.

Los Angeles – Eichstätt im Frühjahr 1990

Anne Betten



## EINLEITUNG (*Anne Betten*)

Die theoretischen Neuansätze der Syntaxforschung in den letzten Jahrzehnten sind in Arbeiten zur historischen Syntax nur partiell und mit Verzögerung rezipiert worden. Hundsnurscher (1984a und b) beschreibt im Handbuch 'Sprachgeschichte' die Entwicklung folgendermaßen:<sup>1</sup> Nach dem positivistischen, deskriptiven Zugang vom 19. Jahrhundert bis Behaghel und dessen Hinwendung zu einer mehr "erklärenden" historischen Syntax im 4. Bd. seiner 'Deutschen Syntax' lassen sich seit den sechziger und siebziger Jahren, unter dem Einfluß der wechselnden Strömungen der internationalen Linguistik, "mehrere Diskussionsstränge unterscheiden": zunächst ideologisierende und inhaltsbezogene Deutungen, daneben die Suche nach Zusammenhängen zwischen Kulturgeschichte und Syntaxwandel ("Triebkräfte" des Sprachwandels als "Tendenzen zur Ökonomie, Verdeutlichung, Systematisierung"), die Anwendung des strukturalistischen Systemgedankens sowie Integrationsansätze für vielfältige Einzeluntersuchungen (v.a. in der DDR-Reihe 'Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache (1470-1730)', Berlin 1976ff.). Die gegenwärtige Situation sieht Hundsnurscher charakterisiert durch die Anwendung neuerer Syntax-Modelle (wie Dependenzgrammatik, generativ-transformationelle Grammatik) oder universalistisch-sprachtypologischer Konzepte und zuletzt der Sprachpragmatik, der sich das Handbuch 'Sprachgeschichte' insgesamt stark verpflichtet zeigt (s. Einleitung der Herausgeber). Wenngleich Hundsnurscher die theoretischen und methodischen Schwierigkeiten nicht verkennt, vor denen eine sprachpragmatische Darstellung der "Syntax als eines einheitlichen Regelsystems" steht, erhofft er sich doch von ihr auch für die historische Linguistik Erkenntnisförderung, besonders hinsichtlich der in den anderen Ansätzen offen bleibenden Frage, "welches die Rolle der Syntax bei der Verständigung sei".

Cherubim (1984, 806) führt – bei Eingeständnis einer gewissen Verschwommenheit, was eigentlich unter "pragmatischen" Ansätzen verstanden werden soll – als pragmatisch relevante Fragestellungen für sprachhistorische Arbeiten etwa an, ob sie die Textsortenspezifika des zugrunde gelegten Quellenmaterials reflektieren (auch hinsichtlich monologischer oder dialogischer Textformen) und "ob neben der meist dominanten Rekonstruktion geschriebener Sprachformen auch die gesprochene Sprache (oder deren Reflexe) erfaßt werden". Gerade diese Fragestellungen sind zunächst an der Gegenwartssprache entwickelt worden, bevor sie nun, quasi kontrastiv,<sup>2</sup> auch an historischen Texten erprobt werden. Die text- und textsortenbezogene Betrachtungsweise sowie die Berück-

<sup>1</sup> Die folgenden wörtlichen Zitate stammen von S. 430 und 645.

<sup>2</sup> Vgl. dazu Schlieben-Lange (1983, 30).

sichtigung des Verhältnisses von Schriftlichkeit und Mündlichkeit, das sich in erster Linie anhand der Syntax ermitteln läßt, sind für Darstellungen der historischen Syntax von besonderer Bedeutung, da sich der Übergang des Deutschen aus mündlichen Traditionen zur Schriftlichkeit neben der hochentwickelten lateinischen Schriftsprache im Mittelalter nur schrittweise und in den einzelnen Funktionsbereichen mit unterschiedlichem Tempo vollzog. Lange hat daher in sprachhistorischen, speziell syntaktischen Entwicklungsskizzen der Gesichtspunkt der ständig z u n e h m e n d e n Funktions t ü c h t i g k e i t überwogen; erst neuerdings wird diese Sicht durch modifiziertere textsortenspezifische Überlegungen zur f u n k t i o n a l e n Differenzierung (Variation) und medienspezifischen Diversifizierung (Hören – Lesen) ergänzt und teilweise hinsichtlich der Beurteilung ihrer Funktions a n g e m e s s e n h e i t aufgrund ihrer besonderen, von den unseren verschiedenen Bedingungen und Intentionen korrigiert: Wie in der Soziolinguistik wird die Defizithypothese z.T. von der Differenzhypothese abgelöst, die synchrone und diachrone syntaktische Unterschiede auch funktional zu sehen und zu erklären lehrt.<sup>3</sup>

Wie im Vorwort bereits dargelegt, schien es mir in der hier kurz skizzierten augenblicklichen Forschungssituation sinnvoll zu sein, vor allem Vertreter der im weitesten Sinne pragmatischen Ansätze zu einem Gespräch über Art und Reichweite ihrer Arbeiten an historischem Material zu versammeln. Dies ist wohl auch gelungen: Die Mehrzahl der Tagungsbeiträge, deren grobe Zuordnung zu drei Bereichen im Inhaltsverzeichnis in manchen Fällen nicht befriedigen mag, läßt sich im weitesten Sinne auf "pragmatische" Gesichtspunkte (mit) ein. Daß dies im derzeitigen Stadium meist heuristische Einzelstudien sind, während – wie Cherubim (1984, 807) bemerkt – umfassendere, geschlossene Darstellungen noch lange ein Desiderat bleiben dürften, ließ eine kritische Zwischenbilanz besonders wünschenswert erscheinen.<sup>4</sup> Es war aber gewiß von großem Vorteil, daß durch die Erweiterung des Teilnehmerkreises nicht nur in einigen Referaten, sondern vor allem in den Diskussionen auch streng grammatische, ältere und neuere "systemlinguistische" Betrachtungsweisen und Forderungen vorgetragen und dem in Methode und Ziel z.T. noch undeutlichen Streben der pragmatischen Einzelgänge entgegengehalten wurden. Gerade der hiermit verbundene Zwang zur Reflexion und Rechtfertigung kann zur Klärung der oben zitierten "Verschwommenheit" des kontextuell und kommunikativ orientierten prag-

<sup>3</sup> Diese Akzentsetzung verfolge ich in Betten (1987).

<sup>4</sup> Ähnliches gilt zwar auch für die stärker satzgrammatisch orientierten, strenger formalen Beschreibungsverfahren, doch sind hier in den letzten Jahren bereits verschiedene Sammelpublikationen erschienen, die einen Überblick gestatten.

matischen Zugangs beitragen.<sup>5</sup>

Es ist nun nicht meine Absicht, im folgenden eine Zusammenfassung der 32 Referate dieses Bandes zu geben. Den vollen Umfang der Anregungen und Ergebnisse der einzelnen Beiträge zu entdecken, bleibe den Lesern überlassen. Ich will eher auf einige Querverbindungen zwischen Referaten aufmerksam machen, die durch die notwendig lineare Abfolge vielleicht nicht sofort erkennbar sind. Wenngleich ich durch verschiedene Änderungen der Reihenfolge gegenüber dem Tagungsprogramm engere Zusammengehörigkeiten zu verdeutlichen suche, so bleiben doch z.B. hinsichtlich der Methodik, des beschriebenen syntaktischen Phänomens oder der gewählten Textsorte stets weitere (manchem vielleicht wesentlicher erscheinende) Beziehungen zu entfernter stehenden Beiträgen unmarkiert. Außerdem möchte ich aus den Diskussionen der einzelnen Vorträge und aus der Schlußdebatte einige Gesichtspunkte einbringen, die Kernprobleme betreffen. Neben den Beiträgern nahmen an diesen Erörterungen vor allem die fünf Diskussionsleiter Johannes Erben, Peter v. Polenz, Ingo Reiffenstein, Astrid Stedje und Erich Straßner teil sowie die Mitarbeiter der von Ulrike Demske-Neumann, Jarmo Korhonen und Helmut Ebert vorgestellten Tübinger und Bonner Projekte.

#### Die behandelten syntaktischen Phänomene

In Admonis Grundsatzreferat dienen die Beispiele Verbstellung und Satzgefüge bzw. Attributstellung und Substantivgruppe hauptsächlich als Belege seiner These von der "Tendenz zum immer gespannteren Gestaltungssystem", zum festen, strukturell "zementierten" Satzbau im Deutschen. Damit verbundene Einzelprobleme sind näher ausgeführt in den Beiträgen von R. Große (Vorkommen und Stellung des "syntaktischen *es*"), Keinästö, Vaišnoras, Lötscher (Stellung von Infinitivkonstruktionen, Adjektiv- und Partizipialattributen), Schreiter (Stellung der trennbaren Verbpartikel). Infinitivkonstruktionen behandelt ferner Gerritsen, verschiedenestellungsfragen auch Rössing-Hager. Morphosyntaktische Beiträge liefern Eroms zur Passivperiphrase sowie Donhauser und Huber zur Kasusproblematik, beide am Beispiel des Genitivs im Ahd. und Mhd., jedoch von unterschiedlichen Ansätzen aus, die den morphosyntaktischen Rahmen sprengen und weit in semantische u.a. Dimensionen hineinreichen. Im Übergangsbereich Lexik – Syntax bewegen sich mit der Untersuchung von "Partikeln" im weitesten Sinne die Beiträge

---

<sup>5</sup> Ein eindrucksvolles Plädoyer für die Vorteile dieses Ansatzes gegenüber formalen satzsyntaktischen, gerade auch für die Analyse mittelalterlicher Texte hat jüngst die amerikanische Romanistin Fleischman (1989, bes. S. 23) gegeben und gezeigt, wie eine textsyntaktisch orientierte Linguistik mit philologischen und literaturwissenschaftlichen Textanalysen (wieder) zusammenspielen kann.

von Abraham, Schrodts und Schildts – jeder mit anderem theoretischen Ansatz –, wie auch teilweise Betten, Giesecke, Hundsnurscher. Korhons Aufsatz zur historischen Phraseologie könnte hier folgen, findet sich aber im Anschluß an Demske-Neumann, da beide Untersuchungen eines Tübinger Forschungsprojekts zur historischen Zeitungssprache vorstellen.

Der Großteil der weiteren Beiträge beschäftigt sich so grundsätzlich mit Beschreibungsproblemen historischer Syntax, daß es nicht mehr sinnvoll wäre, die als Beispiel dienenden Phänomene herauszugreifen. Am ehesten ginge das noch bei Demske-Neumann, die im Anschluß an Admoni (1980) Gefügesatztypen und Satzverknüpfungsarten sowie Klassifikationsprobleme (syntaktische Abhängigkeit oder Unabhängigkeit, speziell bei sog. relativischen weiterführenden Nebensätzen) an ihren Texten demonstriert. Brandt, die in ihren Tabellen ebenfalls Phänomene wie Satzlänge, syntaktische Textstruktur, Satzarten zu erfassen sucht, plädiert in der Diskussion gegen Einwände, Admonis Kategorien (wie “abperlendes Satzgefüge”) seien zu deskriptiv, für deren allgemeine Verwendung, damit man endlich zu methodisch vergleichbaren Beschreibungen komme. Gesamtsatzlängen, Hypotaxekoeffizienten, Satzkomplexität oder aber “Kurzsatz”-Typen spielen ferner in den Beiträgen von Bentzinger, Betten, Sonderegger u.a.m. eine größere Rolle.

### Bevorzugte Textsorten

In einer Reihe von Beiträgen wird die Textsortenzugehörigkeit der untersuchten Daten reflektiert oder, durch die bewußte Beschränkung auf eine bestimmte Textsorte, zum zentralen Thema. Während es in Arbeiten zum Ahd. bei der Auswahl der Belegstellen aufgrund der Überlieferungssituation (aber auch der traditionellen Behandlung der Belege) den meisten Autoren für ihre Fragestellungen nicht relevant erscheint, Bibeltex-te wie den ahd. Tatian oder Otfrid von anderen Textsorten zu trennen, rückt die Bedeutung dieser Unterscheidung aufgrund der zunehmenden Textsortendifferenzierung im Spätmittelalter vor allem bei fnhd. und nhd. Syntaxuntersuchungen in den Vordergrund. Die Textsortenspezifika syntaktischer Entwicklungs- oder Variationserscheinungen war dementsprechend als eines der zentralen Themen dieser Tagung gedacht und gehört damit schon in den Bereich der Methodik und der zentralen Diskussion. Daß es gerade die nicht-literarischen Textsorten sind, denen sich das heutige Forschungsinteresse wegen ihrer Bedeutung für die Entwicklung der nhd. Schriftsprache zuwendet,<sup>6</sup> spiegelt sich in den hier vertretenen Beispielen: Bittbriefe und Beschwerdeschriften verschiede-

<sup>6</sup> Man vgl. Kästner/Schütz/Schwitalla (1985) oder Betten (1987, 18ff.).

ner Stände und Epochen (Brandt, Ebert, Mattheier, S. Grosse, z. T. auch Bentzinger und Cherubim), Rechtstexte, Kommentare, Urkunden, Statuten, Leumundszeugnisse u.ä.m. (Schildt, Gerritsen, Cherubim), Fachprosa (Kästner/Schütz/Schwitalla, Giesecke), Artes-Literatur, Grammatikertexte (Rössing-Hager, Hundsnurscher), Flugschriften und Zeitungen (Bentzinger, Demske-Neumann, Korhonen), religiöse Gebrauchstexte (Stolt, Betten), Predigten (Neuendorff – und mit grundsätzlichem Plädoyer zur Bedeutung gerade dieser Textsorte für die Entwicklung der Standardschriftsprache Wilbur). Demgegenüber spielen bewußt gewählte Beispiele aus literarischen Gattungen nur eine untergeordnete Rolle (so teilweise bei Sonderegger, Betten; Keinästö wählt den ‘Prosa-Lancelot’ hauptsächlich wegen des Alters und Umfangs dieses noch wenig ausgewerteten Prosacorpus).

### Methodenreflexion

Wie anfangs erläutert, steht nicht in jedem der hier versammelten Beiträge die Methodenreflexion im Vordergrund. Die Solidität der Ergebnisse wird dadurch nicht in Frage gestellt, und in jedem Falle profitiert die historische Analyse von der Vertrautheit der Autoren mit der heutigen linguistischen Forschungssituation auch auf anderen Untersuchungsbereichen, selbst wenn dies nicht ausdrücklich erörtert wird. Zudem sind die “Erfahrungen des Philologen” (R. Große; ähnlich auch Korhonen und Rössing-Hager) zur Interpretation von Phänomenen früherer Sprachstufen zur Kompensierung der fehlenden muttersprachlichen Kompetenz unverzichtbar. Verschiedene Arbeiten haben es sich als Ziel gesetzt, statt “neuer” Methoden auf den Anachronismus hinzuweisen, den modernen Satzbegriff und unser Syntaxverständnis der Analyse historischer Texte zugrunde zu legen. Sie sind daher hier in Teil III unter diesem Gesichtspunkt zusammengefaßt, obwohl sich auch andere Verbindungslinien zu Beiträgen der Teile I und II ziehen lassen. Am “radikalsten” sucht wohl Stolt Luthers Satzbau vom grammatischen und rhetorischen Verständnis seiner Zeit zu begreifen, indem sie nicht nur spätmittelalterliche Interpunktionszeichen wie *comma*, *colon*, *periodus* in der zeitgenössischen Interpretation als Gliederungssignale heranzieht (wie es Neuendorff in nicht voll zutreffender Berufung auf Stolt an Predigttexten tut), sondern darüber hinaus – aufgrund der terminologischen Verwirrung in den zeitgenössischen Definitionen – musikalische Gliederungsprinzipien dieser im Rezitationston nach festen Regeln vorgetragenen Texte in ihre Analyse miteinbezieht. Sie kommt somit zu einer dreifachen Gliederung nach grammatischen, rhythmischen und rhetorischen Gesichtspunkten und verdeutlicht, daß Bündelung und Pau-

sierung nicht nach syntaktischen, sondern nach Informationseinheiten erfolgen (Fokussierung: Thema beschleunigt, Rhema verlangsamt). Dieses Strukturierungsprinzip bezeichnet sie als "rhetorische Syntax", abgestimmt auf Textverständnis und Informationsbearbeitung, das erst beim Übergang zum stillen Lesen einem grammatischen Gliederungsprinzip weicht. Wenngleich manche Überlegungen speziell in den Beiträgen von Betten und Giesecke eng zum Thema mittelalterlicher Informationssteuerung und Reliefgebung gehören, sei hier zunächst die Linie der (anderen) Gliederungsprinzipien weiterverfolgt: Auch Neuendorff sucht durch Vergleiche von Handschriften, die z.T. an verschiedene Rezipienten gerichtet sind, die Textstrukturierung nach Informationsfokussierungsprinzipien zu erhärten; so kommt sie u.a. zur Unterscheidung von Vortrags- und Lesehandschriften. Noch einen Schritt weiter zurück geht Gärtner, der die Diskussion über historische Syntax ebenfalls weg von den (späten) Editionen, hin zu den sinnlich erfahrbaren Objekten (vgl. Giesecke) der Handschriften zu lenken sucht. Mit der Gliederung nach verschiedenen Punkttypen, Initialen, Majuskeln und Zeilenschreibung behandelt er speziell den Wechsel der poetischen Technik im 12. Jh., als metrische und sprechsprachliche Einheit auseinanderfielen und für den rhetorisch wirkungsvollen Vortrag neue Markierungen nötig wurden. Rössing-Hagers Beitrag über zweisprachige Humanistenautoren umfaßt etwa die gleiche Epoche wie Stolt und sammelt aus Werken "vorgrammatischer" Zeit Kriterien, die die Wahl und Häufigkeit syntaktischer Klein- und Großformen steuerten. – Hundsnurscher zeigt, daß noch im 18. Jh. einem zentralen Sprachtheoretiker und -kritiker wie Gottsched der Satzbegriff als grammatische Grundkategorie fremd war: die "Wichtigkeit der Bindewörter" (aus heutiger Sicht gehört die Umschichtung im Bestand der Kon- und Subjunktionen zu den entscheidenden Voraussetzungen der Ausdifferenzierung hypotaktischer Konstruktionen im Nhd.) und der Periodenbau werden in der 'Ausführlichen Redekunst' behandelt, also der Rhetorik zugeordnet. Hundsnurschers Fazit ist ähnlich dem Rössing-Hagers: die "stil- und sprachkritische" zeitgenössische Diskussion "muß als wichtiger Faktor in die Betrachtung des Sprachwandels einbezogen werden". – Naumann schließlich weist am Beispiel des wirkungslos gebliebenen Vorläufers der Dependenzgrammatik Meiner darauf hin, daß die Grammatiker zur Zeit Adelungs an Syntax noch nicht interessiert waren; v. Polenz kommentierte dazu, daß diese Epoche noch primär durch kulturell-historische Ziele der Spracharbeit gekennzeichnet sei, bei der die soziale Symptomfunktion der Sprache im Vordergrund stand.

Einen anderen kleinen Block bilden die Referate von Sonderegger, Betten und Giesecke, die sich mit Einflüssen der gesprochenen Sprache auf die

mittelalterliche Syntax bzw. mit dem Übergang von der Mündlichkeit zur Schriftlichkeit befassen. Alle drei haben jedoch verschiedene Ansatzpunkte: Sonderegger konzentriert sich auf Reflexe des Mündlichen in bestimmten Textarten wie Glossen, Vorakten, Schulsprache und besonders auf Passagen direkter und indirekter Rede in der Dichtung. Über die traditionelle Forschung zum Dialog in der Versdichtung hinaus (Grüßformeln u.ä.) stellt er den ornatus-losen Kurzsatz in den Mittelpunkt. – Auch Betten greift das Verhältnis Dialogsprache – epische Erzählung als ein Beispiel heraus, um zu zeigen, daß im Hoch- und Spätmittelalter die Redepartien meist kunstvoll rhetorisch, die Erzählpartien hingegen schlichter “mündlich” konstruiert waren, bis sich im 16. Jh. eine allmähliche Umkehrung einstellte. Betten geht es um diese vielfältigen Facetten zwischen “Mündlichkeit” und “Schriftlichkeit”, die in den verschiedenen Textsorten zu verschiedenen Zeiten ganz unterschiedlich sind. Am Beispiel der Satzverknüpfungstechnik in Bibelübersetzungen sucht der Beitrag ferner zu zeigen, daß vor dem Übergang zur Schriftlichkeit und zum stillen Lesen ab dem 16. Jh. die syntaktische Organisation vorwiegend auf die Rezeptionsbedingungen der mündlichen Kommunikation eingestellt war, z.B. auf das plastische Abheben von Vordergrund und Hintergrund mittels Partikelsetzung. Auch hier geht es um die Ebene der Aufmerksamkeitssteuerung/Fokussierung, die Stolt mit anderen, nämlich prosodischen Mitteln, aber mit der gleichen Zielsetzung als die Grammatik überlagernd beschreibt. – “Syntax für die Augen” verwendet dann jedoch Giesecke in freier Abwandlung von Burdachs berühmter Unterscheidung anders als herkömmlich. Er will medientheoretischen, speziell typographischen Gesichtspunkten mehr Aufmerksamkeit verschaffen (vgl. Gärtner und Stolt) und behandelt den Umbau der Informationsverarbeitung, der von der eigenen Sinneswahrnehmung über deren perspektivische Operationalisierung bis zur Versprachlichung nötig war. Hierfür fordert er eine Erweiterung des auf den Rezeptionsprozeß konzentrierten Verständnisses, das sich auf eine Syntax “für Informationen, die mit Augen (des Autors) gewonnen sind”, zu richten habe. Die notwendigen logischen Sequenzierungen schaffen die Voraussetzungen für die spätere hochgradige Syntaktisierung der Drukersprache.

Den größten Block stellen die soziolinguistischen und sprachpragmatischen Beiträge dar, die die soziokommunikativen Bedingungen (Mattheier), die soziokulturellen Kontexte (Kästner/Schütz/Schwitalla), die neuen Kommunikationsaufgaben (Brandt), die neuen Ausdrucksbedürfnisse in einer veränderten Gesellschaft, oder aber, bei gleichbleibender Textintention, die zeittypischen, bildungsbedingten sprachstilistischen

Möglichkeiten (Ebert; ähnlich auch S. Grosse) bzw. die Durchdringung von Personalstil, Zeitstil und Textsortenstil (Bentzinger) näher beleuchten.

Wie eine klassisch-amerikanisch-soziolinguistische Modifikation von Labov/Weinreich/Herzog ist Gerritsens Untersuchung des westfläm. Dialekts von Bruges 1277-1600 (Beispiel Infinitivsätze) angelegt: Unter den Faktoren, die sprachliche Heterogenität bewirken (und somit potentiell Sprachwandel auslösen), legt sie besonderen Wert auf die Berücksichtigung vieler zeitlicher Querschnitte ('points of time') und des nicht genutzten möglichen Vorkommens eines sprachlichen Mittels.

Schildt und Brandt demonstrieren an verschiedenen Phänomenen den Zusammenhang von gesellschaftlichen (Ausdrucks-)Bedürfnissen und der Entstehung neuer Ausdrucksmittel im lexikalischen (Schildt: Modalwörter) wie textuellen Bereich (Brandt). In der Textsortendifferenzierung läßt sich überzeugend der Einfluß von Gegenstand der Darstellung und Adressatenkreis auf die Wahl der Mittel zeigen (v.a. Schildt); einige der gesellschaftspolitischen Begründungen dürften sich als weniger abgesichert erweisen.

Bentzingers Untersuchung der Reformationsdialoge eröffnet viele Querverbindungen zu anderen Referaten, vor allem hinsichtlich der rhetorischen Schulung der Humanisten (vgl. Rössing-Hager). Sein Ziel ist eine historische Syntaxforschung, von der Linguisten und Literaturwissenschaftler Nutzen haben werden. – Obgleich nicht mit literarischen Textsorten befaßt (s.o.), könnte man sich diese Interessenkombination auch für die Leser der folgenden Beiträge wünschen: Kästner/Schütz/Schwitalla postulieren ein Wechselverhältnis von Sprach- und Textgeschichte (und möglichst noch die Zusammenarbeit mit Wissenschaftshistorikern). Sie sprechen sich "gegen eine zu frühe Isolierung der sprachlichen Einheiten von funktionellen und soziokulturellen Kontexten" aus, ihr Ziel ist eine textsortenspezifische Stilistik. – Einen integrierten Ansatz von Satzsemantik, Sprachhandlungstheorie und Textlinguistik an historischem Material will Ebert an der sprachlichen Realisierung einer gleichbleibenden Textintention (Bittbriefe, 1483-1603) vorstellen. Was er als Folge dieser dominanten Textintention "spezifische syntaktische Strukturierung" nennt, verschärft Cherubim, teilweise an vergleichbarem Textmaterial (Grußadresse und Einladung 18. Jh.; Leumundszeugnis 16. Jh.) zu der Formulierung "rituell formalisierte Syntax". Ihm geht es weniger um die stilistischen Ausdrucksmöglichkeiten als um die sozialen Bedingungen der Automatisierung sprachlicher Ausdrucksmittel, die als Anzeichen institutioneller Zusammenhänge (Prinzipien, Normen) fungieren.

Mit Sprechmusterbildungen bzw. deren nur teilweiser Beherrschung und den Folgerungen für die schriftsprachliche Kompetenz von Bergleu-

ten und anderen "kleinen Leuten" im 19. Jh. befassen sich die Beiträge von Mattheier und S. Grosse. Sie lenken die Aufmerksamkeit auf diese Phase der Sprachentwicklung, in der die Alphabetisierung zwar weitgehend, aber noch ungleichmäßig durchgeführt und die Beherrschung der deutschen Standardsprache noch Abzeichen bestimmter sozialer Gruppen, d.h. Standessymbol des Bürgertums war. Beide beobachten eine eigenartige Syntax zwischen Sprech- und Schriftsprache. Mattheier interpretiert viele der Stilzusammenbrüche als zerbrochene kanzleisprachliche Formen (Lötscher verweist dazu auf ähnliche Stilzusammenbrüche in frühen Urkunden und Briefen, die den Kanzleistil als Vorbild hatten), weitere Vorbilder seien Briefsteller, militärischer Sprech- und Schreibstil, Fibeln u.ä. – S. Grosse geht es bei seinen Analysen von Alltagskommunikation aus dem Ruhrgebiet u.a. darum, das Nhd. nicht als geschlossene Periode zu sehen, sondern Zäsuren, einschneidende Sprachveränderungen zu erkennen, die bei der bisherigen Konzentration auf gedruckte Texte der Literatur- und Wissenschaftssprache verdeckt blieben.

Auf einer anderen Stilebene zwar als diese Texte des 19. Jhs., doch für Erkenntnisse über die Entwicklung der nhd. Schriftsprache ebenso aufschlußreich sind ferner die schon erwähnten beiden Berichte über das Tübinger Projekt 'Entstehung und Entwicklung der Zeitungssprache um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert', das textsortenspezifische sprachliche Merkmale erarbeiten soll. Demske-Neumann übernahm den syntaktischen Bereich, um Zusammenhänge von Satz- und Texttyp herauszufinden. Korhonen erstrebt eine Verbindung von Syntax und Phraseologie, die der erst am Anfang stehenden linguistisch orientierten historischen Phraseologie Impulse geben soll. Ein besonderes Problemfeld stellt dabei die Einordnung in Stilschichten dar.

Schwieriger, da methodisch heterogener, ist eine methodische Beschreibung der in Teil I zusammengestellten Beiträge. Wie anfangs gesagt, kommt es z.T. mehr auf dargestellte Ergebnisse als auf das methodische Bewußtsein an. Allerdings finden sich in diesem Teil auch die strengsten Theoretiker (wie, bei allem Unterschied, Admoni und Abraham) und auch einige mehr "pluralistische" Theorieexperten, die keine "Schule" vertreten, aber formale Ansätze nach Bedarf einsetzen oder kritisieren.

Mit (post-)generativistischen Ideen und Methodendiskussionen setzen sich vor allem die Beiträge von Abraham, Schrodtt, Huber und Vaišnoras auseinander. Vaišnoras wägt vorsichtig ab, daß "die Übernahme der für die Gegenwartssprache aufgestellten Postulate der Transformationsgrammatik für die Analyse eines historischen Materials nicht ohne weiteres möglich ist", da die Gefahr bestehe, daß von der Entwicklung der Sprache abgesehen werde. Andererseits liefere sein Material den Beweis,

daß operationale Umformungen (hier von komplexen finiten Satzstrukturen zu Einzelsätzen mit Infinitiv-Komplementen) "nicht ausschließlich als abstrakte gedankliche Operation, sondern als eine in der Sprachentwicklung wirklich stattgefundenen Umstrukturierung" verstanden werden können. Auch Abraham geht es darum "zu zeigen, daß es sich lohnt", das von ihm gewählte Beispiel der Korrelation zwischen dem Satzmittelfeld und der Existenz von Modalpartikeln, die er in früheren Arbeiten zunächst übereinzelsprachlich akausal plausibel zu machen suchte, auch diachron zu begründen. Den hier eingeschlagenen Weg der syntaktischen Reanalyse (Umdeutung) sieht auch Schrodts als wichtige Methode, zum "Ursprung einer Kausalkette des Sprachwandels" vorzudringen. Sinnvoll eingesetzt sei das Konzept der Reanalyse aber nur, wo sich in der semantischen, morphologischen oder syntaktischen Struktur tatsächlich etwas ändere. Am Beispiel der Reanalyse verschiedener Adverbien will er zeigen, daß zunächst semantische Veränderungen und syntaktische Restriktionen zusammen vorkommen, "während sich Auswirkungen auf die Morphologie erst später einstellen oder auch ganz ausbleiben können". In der Diskussion waren sich Abraham und Schrodts einig, daß der Begriff Reanalyse in der historischen Syntaxforschung neu definiert und ergänzt werden müsse, da es nicht genüge zu diskutieren, welcher Formalismus am besten zur Beschreibung einer Sache geeignet sei, sondern semantische und funktionale Aspekte der Veränderungen mitzuberücksichtigen seien.

Als Reanalyse bezeichnet auch Huber seine Untersuchung der "Verwendungsweisen des mhd. Genitivs nach syntaktischen Gruppen". Ihm dient als Beschreibungsrahmen die Relationale Grammatik, in der syntaktische Prozesse "als Veränderungen der Relationen und deren Markierungen beim Übergang von einem Stratum zum nächsten" beschrieben werden. Donhausers Ausführungen zum teilweise gleichen Phänomen konzentrieren sich hingegen mehr auf Gründe des Kasuswechsels bei gleichen Verben (speziell im Ahd.). Nach ihrer Überzeugung ist die Kasusverteilung "eng mit der aspektuellen Grundcharakteristik der betreffenden Verben gekoppelt" wie auch mit der Kategorie Definitheit: Als tieferliegende semantische Gemeinsamkeit beider Kategorien wird in neuerer Literatur angesehen, daß beide "Quantifizierungen zum einen über verbale, zum anderen über nominale Begriffe beinhalten".

Wenngleich Eroms mit der Entwicklung der Passivperiphrasen ein ganz anderes Thema anzuschneiden scheint als Donhauser, spielt doch auch bei ihm die Kategorie Aspekt eine wesentliche Rolle. Methodisch ist sein Vorgehen ein Plädoyer für eine übergreifende Lösung, die "die Fortschritte der Passiv-, der Tempus- und der Aspektforschung" integriert (da diese Kategorien bereits im Ahd. ineinandergreifen) und "die Ka-

tegorienbezeichnungen nur als Deutungszugriffe sehr weitgefaßter Funktionen" auffaßt. Thematisch gesehen gehört Eroms mit der Behandlung verbaler Kategorien enger zu Vaišnoras und Keinästö. Auch Keinästö befaßt sich u. a. mit *werdan*-Formen als Zustandseintritts-Passiva; das besondere Ziel seiner statistisch fundierten Untersuchungen ist jedoch, "anhand eines lexikalisch-syntaktischen Detailthemas zentrale Fragen der Textgeschichte des deutschen Prosa-Lancelot" zu erörtern; dieses Thema hat in der finnischen Germanistik seit Pentti Tilvis Tradition.

An sehr viel statistisch ausgewertetem Material untersucht auch Schreiter die gerade von der Auslandsgermanistik stets mit besonderem Interesse behandelte Frage nach der Trennbarkeit von Verbpräfixen im Deutschen, verglichen mit anderen germanischen Sprachen. Der Befund aus Wörterbüchern von 1961-85 scheint gängige Forschungsmeinungen (wie die angeblich stete Zunahme dieses Phänomens und seine Begründung durch die bewußte Bildung oder Vermeidung des Satzrahmens) nicht zu bestätigen.

Aus der Arbeit am (ahd.) Wörterbuch ist ferner R. Großes Analyse der syntaktischen Funktionswörter entstanden (ausgewählt ist das seit Grimm viel behandelte *es*): Gerade hier scheint es ihm nämlich besonders erwägenswert zu sein, "wie neuere linguistische Einsichten in die Erforschung historischen Materials Eingang finden können". Distributionsanalysen anhand der Belegsammlungen wie auch "das Ziel, das Sprachwissen zu beschreiben und Sprachnormen zu erfassen", seien auch in sprachgeschichtlichen Analysen angebracht. Doch sei es nicht immer leicht, die von Sprachhistorikern über mehr als 1000 Jahre verfolgten und am reichen gegenwartssprachlichen Material ausdifferenzierten Entwicklungslinien bereits am beschränkten Material des 8.-11. Jhs. vorgezeichnet zu sehen.

Die beiden letzten, in der Buchanordnung ersten Beiträge von Lötscher und Admoni schließlich sprechen, bei aller Verschiedenheit der Beispielbehandlung (Lötscher an einem diachron hinsichtlich Form und Distribution verfolgten Phänomen, Admoni mit einer Reihe verschiedener, seine These illustrierender Beispiele), Grundprobleme der historischen Syntaxforschung an, die in vielen Referatdiskussionen und vor allem in der Schlußdiskussion immer wieder zur Sprache kamen. Sie werden daher in einem eigenen Abschnitt zum Abschluß referiert.

#### Kernprobleme und Grundtendenzen der Diskussionen

Admonis Grundsatzreferat endet mit dem Satz, daß nur die Entwicklung des grammatischen Systems den Rahmen bilde, "in den die historischen syntaktischen Erscheinungen in ihren semantischen, stilistischen

und textsortenmäßigen Variierungen eingebettet werden können". Die Entwicklungstendenzen (zum festen, strukturell "zementierten" Satzbau im Deutschen) würden "besonders klar sichtbar, wenn man den Satz in größtmöglicher Entfernung von der Situation und vom Kontext betrachtet, im Zustand der syntaktischen Ruhelage".

Die Stellungnahmen der Teilnehmer zu Admonis Postulat sind aufschlußreich für die augenblickliche Forschungslage. Nach Abraham befindet sich die deutsche Sprachhistorik, was auch diese Tagung zeige, noch wie z.Z. Grimms im Stadium des Jagens und Sammelns. (Der Vorwurf, daß in etlichen Tagungsbeiträgen die Materialdarstellung im Vordergrund stehe, ohne Motive und Ziele zu erörtern, wurde von verschiedenen Seiten erhoben.) Bezeichnenderweise frage nur Admoni weiter nach den generellen Prinzipien der Entwicklung. Dagegen hält Cherubim, derartiges zu postulieren sei leicht, er bezweifle jedoch, daß es schon große Fortschritte gebe, da die Dinge anders lägen: Die Kriterien des Fortschritts in unserer Wissenschaft seien erst noch zu klären. Solange wir, wie Schrodts eingewandt habe, nicht wissen was *langue* ist und in welchem Verhältnis *langue* und *parole* zueinander stehen, müsse man vielmehr die Reichweite der unterschiedlichen Ansätze diskutieren.

An Admonis abschließendes Bekenntnis, daß uns "die letzten Ursachen" der von ihm geschilderten "Entwicklung des deutschen syntaktischen Gestaltungssystems unbekannt" seien, knüpft v. Polenz an: Diese wissenschaftliche Askese sei achtunggebietend, doch müsse hier eine sozial-kommunikativen Entwicklungen orientierte Sprachgeschichtsschreibung weitermachen. So komme z.B. in vielen Tagungsreferaten weiteres Material zu Tage, das eine Gliederung der neueren deutschen Sprachgeschichte in drei Epochen stütze, wobei Kriterien wie die Tendenz zur allgemeinen Verständlichkeit, zur Pragmatisierung der Texte, aber auch Ansätze zur "Syntax für das Auge" etc. eine Rolle spielen. – Dem hält Abraham jedoch die Forderung nach äußerster Askese in terminologischen und methodologischen Fragen entgegen: Es liege keine Tugend darin, den versöhnenden Schritt durch einen "pragma-syntaktischen" Ansatz ausfüllen zu wollen. Wir sollten alles tun, um die Beschreibung auf einer Ebene so lange wie nur möglich durchzuhalten: "Also bloß nicht diese Bindestrich-Dinger! Im Gegenteil, so lange und so weit wie möglich bei den Ausdrucksformen bleiben!" – Dagegen Mattheier: Als Soziolinguist finde er, daß die hier als grundsätzlich betrachtete Frage, wie man von der *parole* zur *langue* komme, eigentlich gar nicht stellbar sei (Hinweis auf Coseriu). Jedenfalls stelle sich die Soziolinguistik das Verhältnis von ausdrucksseitiger Struktur und den stattfindenden Veränderungen genau andersherum vor als Abraham: Die ausdrucksseitige Form habe nicht den Charakter eines sich selbst bewegenden

Systems (s. Admoni), sondern liefere Wege für Veränderungen in der soziokommunikativen Anforderung. Was man als "Regelhaftigkeit des ausdrucksseitigen Wandels" sehe, seien diese Wege, die von einer vorgegebenen Struktur angeboten bzw. verbaut werden.

An dieser Stelle sei der Ansatz von Lötschers Beitrag nachgetragen, den ich als eventuelles Beispiel der von Mattheier angedeuteten Arbeitsweise bewußt hinter Admonis Referat plaziert habe, um verschiedene Auffassungen gegeneinander zu halten. (Ich glaube allerdings nicht, daß Admoni Lötschers Vorgehen als unvereinbar mit dem seinen sehen würde, doch entzündete sich um Positionen wie die hier vorgelegene die allgemeine Debatte.) Lötscher zeigt am Beispiel der vier Konstruktionstypen für das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut seit dem Ahd., aus welchen Gründen zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Textsorten welcher Konstruktionstyp bevorzugt wurde, und warum sich schließlich einer auf Kosten aller anderen durchsetzte. Im Gegensatz zu Webers (1971) systemgeschichtlicher Erklärung mit einem "grundlegenden syntaktischen Strukturwandel im Bereich der deutschen Satzgliedstellung" im 16. Jh. hält Lötscher einen "Stilwandel mit genau fixierbaren funktionalen und soziolinguistischen Hintergründen" für ausschlaggebend: Während der letztlich siegreiche Typ in früherer Zeit aus "psycholinguistisch-funktionalen Gründen" (= schwere Verständlichkeit) noch wenig verwendet wurde, obgleich er durch seine ökonomische Form dem allgemeinen Strukturprinzip des Deutschen am meisten entgegenkam, konnte er sich erst nach dem Stilwandel zugunsten komplexer Strukturen mit möglichst zentripetaler Folge der Glieder in der Barockzeit durchsetzen. Mit der Begründung, daß sich damit zugleich der Typ behauptete, der dem allgemeinen Entwicklungsprinzip in der deutschen Grammatik nach zunehmend ökonomischeren und "logischeren" Regeln entsprach, lehnt sich Lötscher sogar ausdrücklich an Admoni an. Derart strukturalistische Prinzipien, daß sich ein in der Anlage vorhandenes System erst allmählich entfalte, manchmal allerdings langsam und sprunghaft, mit Brüchen, nicht unbedingt so zwingend wie von Admoni dargestellt, vertrat etwa auch Eroms explizit. Aber Lötschers Hauptthese, der Wandel schreite im Normalfall "von 'unten nach oben', d.h. von der Norm über das System zum Typ" fort, polarisierte die Teilnehmer. Bei den ausdrücklich pragma- und soziolinguistisch ausgerichteten Beiträgen gab es des öfteren sogar den Vorwurf, hier werde reine Rhetorik, aber keine Syntax betrieben.

Vermerkt sei dazu v. Polenz' Versuch eines Brückenschlags mit Hinweis auf die Lexikologie, in der längst anerkannt sei, daß die onomasiologische Fragestellung komplementär zur semasiologischen gehöre. Ebenso

müsse in der Syntax die komplementäre Fragestellung dazugehören – ob Satzsemantik, Semantax, Pragmantax genannt. Nur dann komme man von der bloß historischen Linguistik zur Sprachgeschichte. – R. Große veranlaßte dies zu der Frage, was in der Syntax eigentlich dieser onomasiologische Ausgangspunkt sei: Die Forderung, möglichst an den Ausdrucksformen festzuhalten? Könnte man nicht auch von syntaktischen Inhalten ausgehen? Wie weit aber dürfe man zurückgehen und die gleiche Logik und kognitive Psychologie voraussetzen? Etwa bis zum Neandertaler? D.h. auch der Strukturforscher könne kein semantisches System ewig voraussetzen, da es Veränderungen gebe, die aus der Verwendung kommen. Damit aber sei man bei den soziologischen Grundlagen, die dann zu Stilen, zur lexikalischen Füllung hinführen. Die Anstöße für solche Veränderungen seien semantischer Art und wirken auf die Struktur zurück.

Als vermittelnde Zusammenfassung sei zuletzt noch aus einem Diskussionsbeitrag Erbens referiert, der ebenfalls der zentralen Frage der Tagung galt, wie Innovationen im lexikalischen Bereich und bei den syntaktischen Gestaltungsmitteln zusammenhängen mit Rahmenbedingungen wie Textsorten oder (neuen) Kommunikationsformen, (neuen) Intentionen des Sich-Ausdrücken-Wollens, (neuen) Textinhalten. Zu den Rahmenbedingungen gehöre auch, ob mehr mündlich oder schriftlich kommuniziert und auf einen Hörer oder Leser gewirkt werde. Die Streitfrage, wie die Beziehungen zu den Rahmenbedingungen beschrieben werden können, dürfe nicht durch eine uferlose Ausweitung der Syntax gelöst werden. Andererseits sei weder eine Reduzierung der Syntax auf reine Formkategorien legitim, noch könne man an der sog. Satzgrenze halten. Eine angemessene Beschreibung für diese Zusammenhänge zu finden, halte er für das Hauptproblem, auf das diese Tagung hinweise.

Vieles mehr wurde gesagt. Die namentlich Angeführten bitte ich um Nachsicht, wenn sie ihre Äußerungen verkürzt wiedergegeben glauben, die nicht Erwähnten, die ebenso bedeutsam mitdiskutierten, ebenso. Die Leser aber mögen die hier begonnene Erörterung fortsetzen.

#### Literaturverzeichnis

- Betten, Anne: Grundzüge der Prosasyntax. Stilprägende Entwicklungen vom Althochdeutschen zum Neuhochdeutschen, Tübingen 1987 (RGL 82).  
 Cherubim, Dieter: Sprachgeschichte im Zeichen der linguistischen Pragmatik, in: Sprachgeschichte (HSK 2.1) 1984, S. 802-815.  
 Fleischman, Suzanne: Philology, Linguistics, and the Discourse of the Medieval Text, in: Speculum 64, 1989, p. 19-37.

- Hundsnurscher, Franz: Historische Syntax, in: Sprachgeschichte (HSK 2.1) 1984, S. 427-433 [= 1984a].
- Hundsnurscher, Franz: Prinzipien und Methoden historischer Syntax, in: Sprachgeschichte (HSK 2.1) 1984, S. 642-653 [= 1984b].
- Kästner, Hannes/Schütz, Eva/Schwitalla, Johannes: Die Textsorten des Frühneuhochdeutschen, in: Sprachgeschichte (HSK 2.2) 1985, S. 450-469.
- Schlieben-Lange, Brigitte: Traditionen des Sprechens. Elemente einer pragmatischen Sprachgeschichtsschreibung, Stuttgart 1983.
- Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hg. v. W. Besch/O. Reichmann/St. Sonderegger, 1. Halbbd. Berlin/New York 1984, 2. Halbbd. Berlin/New York 1985 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [= HSK] 2.1,2).



Wladimir Admoni

## DIE ENTWICKLUNG DES GESTALTUNGSSYSTEMS ALS GRUNDLAGE DER HISTORISCHEN SYNTAX

Die These, die im Titel meines Vortrags enthalten ist, soll keineswegs verabsolutiert werden. Man kann sich ja mit der historischen Syntax auf verschiedene Weise beschäftigen. Es lassen sich z.B. solche Epochen in der Entwicklung von Sprachen zum Objekt der historischen Syntax machen, die nicht durch Verlagerungen im grammatischen Gestaltungssystem als solchem gekennzeichnet sind, sondern durch Veränderungen in der lexikalischen Füllung der syntaktischen Strukturen und/oder in ihrem Gebrauch in verschiedenen Textsorten. Es gibt auch Sprachen mit solch einem festen grammatischen Gestaltungssystem (z.B. die türkischen Sprachen), die während längerer Perioden keine bedeutsamen Entwicklungen des grammatischen Gestaltungssystems aufweisen.

Aber woran wir hier alle denken, das ist die Geschichte der Syntax der deutschen Sprache, von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Und diese Aufgabe läßt sich m.E. am besten dann lösen, wenn zur Grundlage der Untersuchung eben die Veränderungen im syntaktischen System gemacht werden. Denn die (ungefähr) 1250 Jahre, die uns quellenmäßig aus der Geschichte des Deutschen von den Stammesdialekten an bekannt sind, weisen eine gewaltige Veränderung ihres grammatischen Baus auf, sowohl des morphologischen als auch des syntaktischen, was übrigens mehr oder weniger auch für andere indoeuropäische Sprachen in derselben Zeitperiode kennzeichnend ist.

Allerdings genügt eine solche Konstatierung noch nicht, um die Vorrangstellung des grammatischen Gestaltungssystems bei der Erforschung der Geschichte der deutschen Syntax zu rechtfertigen. Die grammatischen Erscheinungen sind ja in hohem Grade multidimensional. Und so wäre vielleicht nicht das Gestaltungssystem, sondern eine andere Dimension besser dazu geeignet, die Grundlage unserer Arbeit zu bilden. Es wäre also ratsam, an die Möglichkeiten zu denken, andere Dimensionen als die führenden in unseren Untersuchungen zu prüfen.

Am ehesten könnte man dabei die Veränderungen des morphologischen Systems heranziehen. Die Wortform hat ja eine tiefgreifende Umstrukturierung im Deutschen durchgemacht, besonders im substantivischen Bereich. Vom vorwiegend dreigliedrigen Bestand (Wurzel – Stammauslaut – Flexion, die selbst kompliziert gestaltet werden kann) geht sie zum zweigliedrigen über, wobei sich in einigen Sprachen die Form mit der Nullflexion so stark entwickelt, daß man sogar von einer Tendenz zur ein-

gliedrigen Struktur der Wortform reden könnte. Es treten andererseits mannigfach zusammengesetzte, analytische Wortformen auf. Dies steht so sehr im Vordergrund der Entwicklung des Baus der indoeuropäischen Sprachen, daß man seit Jahrhunderten die Veränderungen in ihrer Strukturierung (übrigens in verschiedenen Formulierungen) eben als den Weg von der synthetischen zur analytischen Gestaltung der Wortform bezeichnete und auch die Entwicklung der Syntax unter diesem Gesichtspunkt betrachtete. Es wurden sogar die syntaktischen Veränderungen in diesen Sprachen als Folgen des Übergangs zum analytischen Bau angesehen, was auch zum Teil, aber nur zum Teil, richtig ist.

Denn manche Gesetzmäßigkeiten, die sich z.B. in der Entwicklung der deutschen Syntax geltend machen, sind durch den Hang zum analytischen Bau nicht zu erklären. Dies gilt vor allem für die Wortstellung im deutschen Satz. Als Folge der Flexionsreduzierung sollte man den Sieg der Kontaktstellung erwarten und den Übergang zum Ausdruck der Beziehungen zwischen den Satzgliedern durch ihre Reihenfolge.

Es sollte hier anscheinend das Wortstellungsschema, um die moderne typologische Terminologie zu gebrauchen, S-V-O herrschen. Aber im Deutschen ist gerade die Stellung des Subjekts durchaus frei und hängt von der Erkenntniseinstellung des Sprechenden ab, die auch als Funktionalperspektive des Satzes bezeichnet wird. Und was besonders kraß der These von der Abhängigkeit des syntaktischen Baus des Deutschen von der Tendenz zum analytischen Bau widerspricht, ist die Distanzstellung der Komponenten der analytischen Formen des Verbs in allen Satzarten mit Ausnahme der eingeleiteten Nebensätze, die aber zur Schlußstellung (oder wenigstens zur Spätstellung) der finiten Verbalform bzw. des gesamten Verbalkomplexes neigen.

Dieses Beispiel scheint einleuchtend zu sein und beweist, daß von den Wortformen aus kein erschöpfender Zugang zu den wahren Gesetzmäßigkeiten (oder eher Tendenzen) in der Geschichte des deutschen syntaktischen Systems besteht. Dies hat sich übrigens auch an der großartigen vierbändigen 'Deutschen Syntax' von Behaghel (1923-1932) bestätigt, die bis heute unumgänglich bleibt als der fundamentalste Versuch, die historische Syntax des Deutschen darzustellen, aber eher nur als ein Nachschlagebuch dienen kann. Denn sie besteht aus Aufzählungen empirischer Art, die vorwiegend nach lexikalisch-morphologischem Prinzip aufgebaut sind. Allerdings handelt der 3. Band auch von Sätzen und Wortgruppen, und der Wortstellung ist der ganze 4. Band gewidmet. Aber das Entscheidende in diesem Buch ist doch die Beschreibung der Funktionen von Wortformen. Und als Ergebnis bekommt man leider ein unzusammenhängendes Bild von einzelnen Prozessen, zum Teil durch die Wirkung von allgemeinen psychologischen Gesetzmäßigkeiten erklärt.

Ich möchte dabei beteuern, daß ich mit der größten Ehrfurcht die hervorragende Leistung von Behaghel behandle, aber ich sehe in ihr auch einen Beweis, daß von den Wortformen her eine adäquate Geschichte der deutschen Syntax nicht zu erzielen ist.

Dasselbe gilt für die Versuche, die Entwicklung der Funktionen der Wortformen, namentlich ihrer Fügungspotenz (Valenz) als Grundlage der historischen Syntax zu betrachten. Solche Übertragungen der Prinzipien der Dependenzgrammatik (Valenzgrammatik) auf die Sprachgeschichte wurden in den letzten Jahren von Greule (z.B. 1982) und vielen anderen an einzelnen Erscheinungen erprobt und in allgemeiner Form manifestiert. Eine ähnliche Einstellung liegt zum Teil auch Eberts 2. Band (1986) der historischen Syntax des Deutschen, der dem Frühneuhochdeutschen gewidmet ist, zugrunde. Solche Untersuchungen sind sehr nützlich, besonders in lexikographischer Sicht. Aber auch sie geben keine Antwort auf die Frage nach den allgemeineren Tendenzen in der Entwicklung des syntaktischen Systems. Sie haben auch deswegen nur eine beschränkte Geltung, weil die Dependenztheorie überhaupt die Bildung von syntaktischen Einheiten, vor allem von Sätzen, nur zum Teil erklären kann. Es gibt ja ganze Satztypen, in denen die syntaktische Funktion der mit dem Verb verbundenen Wortformen nicht durch die Valenz des Verbs bestimmt wird, sondern durch den Gesamtsinn des Satzes, der von der kognitiven Einstellung des Sprechenden abhängt. Dies gilt vor allem für die Sätze mit Kopula (vgl. Admoni 1984).

Solche Erwägungen sprechen zugunsten der hier bereits ausgesprochenen Meinung, daß man, um die Entwicklung des syntaktischen Systems im Deutschen zu erforschen, eben die Tendenzen zu untersuchen hat, die die spezifisch syntaktischen Einheiten aufweisen, namentlich der Satz und die Wortgruppe. Dabei sind sie gewiß nicht nur in ihrer Wechselwirkung zu betrachten, sondern auch in ihren Beziehungen zu der strukturellen Entwicklung der Wortform. Denn wenn auch diese Entwicklung keineswegs die Veränderungen im syntaktischen System restlos bestimmt, so bildet sie doch eine sehr wichtige Voraussetzung für solche Veränderungen. Andererseits bilden die Prozesse, die sich bei der Entwicklung von syntaktischen Einheiten abspielen, zuweilen die Ursache von Änderungen in der Struktur der Wortform.

So ist im 17. Jh. der Übergang der adjektivischen Flexion in Gen.Sing. Mask. und Neutr. von der starken zu der schwachen Form in den artikellosen Substantivgruppen eine Folge der sich seit dem Mittelhochdeutschen bildenden Tendenz zur Monoflexion, die eben rein syntaktischen Charakters ist. Bekanntlich besteht die Monoflexion im Deutschen vorwiegend darin, daß beim Vorhandensein eines Gliedes mit gramma-

tisch ausdrucksfähiger Flexion in einer Kette von kongruierenden nominalen Formen die anderen Glieder (allerdings nicht alle) die grammatisch nicht ausdrucksfähigen Flexionen (-en, -e) annehmen (vgl. Admoni 1978). Bis zum 17. Jh. traten in der Rolle des Gliedes mit grammatisch ausdrucksfähiger Flexion der Artikel, einige Pronominalformen und in einigen Fällen Adjektive auf. Aber im 17. Jh. beginnt auch die grammatisch ausdrucksfähigste substantivische Flexion, das Genitiv-s, dieselbe Wirkung hervorzurufen, und so erscheint statt der Gruppe *leichtes Herzens* > *leichten Herzens* (vgl. Admoni 1985).

Ein anderes Beispiel der Einwirkung der syntaktischen Entwicklungstendenzen auf die morphologische Struktur ist die im Althochdeutschen vor sich gehende Verstärkung der verbalen Flexion in der 2. Pers. Sing. (der Übergang von -s zu -st), die der vorherrschenden phonetisch-morphologischen Tendenz zur Schwächung der Endungen genau entgegengerläuft. Als Ursache dieser Entwicklung ist wohl die für das Althochdeutsche gültige Tendenz zur Zweigliedrigkeit der Sätze mit pronominalem Subjekt anzunehmen und die Häufigkeit der Fragesätze mit dem Subjektpronomen der 2. Pers. Sing., für die die Postposition des rhythmisch schwachen *du*, *thu* kennzeichnend war. Die Wichtigkeit der syntaktisch-strukturellen Zweigliedrigkeit des pronominalen Satzes für die deutsche Sprache ist der Tatsache zu entnehmen, daß selbst nach der Einverleibung des postpositiven Personalpronomens in den Bestand der Flexion, allerdings unter Wegfall des -u, das Pronomen doch in der Regel gebraucht wird.

Diese Fähigkeit der syntaktischen Entwicklungstendenzen, selbst auf die morphologische Struktur der Lexik einzuwirken, beweist nicht nur das Vorhandensein solcher Tendenzen, sondern auch mindestens die Möglichkeit, diese Tendenzen als Grundlage für die Analyse der Geschichte des syntaktischen Systems im Deutschen zu gebrauchen.

Bevor ich nun in kürzester Form die syntaktischen Entwicklungstendenzen des deutschen grammatischen Systems skizziere, muß ich noch zwei allgemeinere Fragen behandeln.

Zuerst möchte ich ganz entschieden allen Versuchen entgegentreten, den Begriff des grammatischen Systems überhaupt in Frage zu stellen. Meiner Meinung nach ist die systemhafte Organisierung der grammatischen Erscheinungen in jeder Sprache eine nicht zu bestreitende Tatsache. Wenn solche Erscheinungen innerhalb einer Sprache kein systematisches Gebilde formen würden, so würde ihre Handhabung eine ungeheure Belastung für das operative Gedächtnis des Menschen und ein Hindernis für die menschliche kognitive Tätigkeit überhaupt bedeuten. Dies ist die deduktive Begründung der Existenz des grammatischen Sy-

stems. Und die induktive Begründung besteht darin, daß sich bei der Analyse jeder Sprache irgendein grammatisches System herauschälen läßt, sei es auch ganz sonderbarer Art und weise es auch mannigfache Widersprüche und Übergangserscheinungen auf. Die Kompliziertheit des grammatischen Systems ist eben dadurch zu erklären, daß die menschliche natürliche Sprache eben kein Kode ist, und daß für sie nicht die strenge Regularität im Aufbau des Systems kennzeichnend ist, sondern ihre plastische, feldmäßige Strukturierung. Daß es in verschiedenen Textsorten und besonders in der gesprochenen Sprache zu krassen Abweichungen vom System kommt, ist eben ein Zeichen für die bewegliche und feldmäßige Natur der Sprache, die unter der Einwirkung von verschiedenen mächtigen Triebkräften die weitgehendste Variierung der grammatischen Formen zuläßt. Das hebt aber die Existenz solcher Formen nicht auf. Ja, der Sprechende handhabt die grammatischen Formen zuweilen überaus frei. Aber um etwas zu handhaben, muß man es zuerst haben, und um ein Gebilde umzuformen oder zu variieren, muß dieses Gebilde zuerst existieren. Zur Erkenntnis, welche synchronen Ausgangsformen des grammatischen Systems in einer Sprache existieren, kann man dadurch gelangen, daß man versucht, die Strukturierung einer Form dann zu fixieren, wenn sie im höchsten Grade von den Einwirkungen der Situation und des Kontexts frei ist, d.h. sich in "syntaktischer Ruhelage" befindet, wie es einst Behagel (1903) formuliert hat.

Und nun die zweite Frage. Alle grammatischen Gebilde existieren in zwei Dimensionen. Einerseits in der kategorial-semantischen. Sie drücken nämlich (mit sehr verschiedenen Graden an Folgerichtigkeit und Adäquatheit) irgendwelche verallgemeinerten Bedeutungen aus und/oder sind Träger von verschiedenen semantisch-grammatischen Funktionen. In dieser ihrer Eigenschaft erscheinen sie als Glieder des Beziehungssystems der Sprache. Aber zugleich existieren die grammatischen Gebilde in der strukturellen Dimension, d.h. sie müssen als energiebeladene Massen irgendwie als solche in der Redekette ausgesondert werden und eine mehr oder weniger zementierte, einheitliche und dabei oft gegliederte Einheit bilden. Dies betrifft sowohl die Wortform als auch den Satz und die Wortgruppe. In dieser Eigenschaft gehören sie zum Gestaltungssystem der Sprache (vgl. Admoni 1971).

Nun fragt es sich, welches von diesen Systemen den Entwicklungsgang der deutschen Syntax am besten markieren kann. Die Feststellung der Schaffung von neuen grammatischen Bedeutungen und ihre Differenzierung und der Aufhebung von alten ist gewiß unentbehrlich, um die Geschichte des grammatischen (auch des syntaktischen) Systems jeder Sprache zu umreißen. Aber wenn man dies zur Grundlage der Untersuchung macht, so wird es erstens in vielen Fällen schwer, die prinzipielle

Eigenart der Entwicklung mancher Sprachen zu bestimmen, denn es haben z.B. die neuen germanischen und romanischen Sprachen eine weitgehende, allerdings gewiß nicht völlige Ähnlichkeit im Bestand und selbst im Entwicklungsgang ihrer kategorialen grammatischen Bedeutungen. Es kann hier selbstverständlich keine Rede von Identität sein. Aber, und dies ist der zweite Punkt, bei einer solchen kategorial-semanticen Einstellung bleibt die reale, konkrete Faktur des grammatischen (und somit auch des syntaktischen) Baus in seinen Veränderungen als eine Ganzheit, eben als zusammenhängendes System unübersichtlich. Es wird in einzelne Erscheinungen zerstückelt, die zum Ausdruck verschiedener grammatischer Bedeutungen dienen. Es gesellt sich die Tatsache hinzu, daß das System der grammatischen Bedeutungen überhaupt oft unscharf umrissen ist, weil solche Bedeutungen auch mit Hilfe von lexikalischen Mitteln zum Ausdruck kommen.

Auch das grammatische Gestaltungssystem ist allerdings mit Übergangserscheinungen reich versehen, da die Fügungen von Wortformen oft ein Mittelding zwischen den syntaktischen und den morphologischen Bildungen darstellen (z.B. die zusammengesetzten Substantive im Deutschen). Oft sind auch die Gesetzmäßigkeiten der Strukturierung von syntaktischen Gebilden recht schwankend und variabel, weshalb ich eben nicht von Gesetzmäßigkeiten, sondern von Tendenzen zu sprechen bevorzuge und die Gebilde selbst als Feldstrukturen betrachte. Und doch ist das Gestaltungssystem ein viel formalisierteres und schärfer umrissenes als das kategorialsemantiche Beziehungssystem, und, was am wichtigsten ist, es gibt für viele Sprachen die Möglichkeit, wenn man sich auf das syntaktische Gestaltungssystem stützt, die Eigenart der syntaktischen Sprachentwicklung besonders scharf hervortreten zu lassen. Zu solchen Sprachen gehört auch das Deutsche.

Und nun einige konkrete Hinweise auf diesen strukturellen Prozeß im Deutschen: Der Ausgangspunkt der Entwicklung ist hier wohl der Stand des syntaktischen Gestaltungssystems, wie er sich in den ältesten schriftlich fixierten indoeuropäischen Sprachen mit verschiedenen Schattierungen kundgibt. Meillet (1934, 359) charakterisiert diesen Stand, freilich verabsolutierend, auf folgende Weise:

“Jedes Wort hat die Form, die der Sinn erfordert, und nicht die, die von einem anderen Wort im Satz bestimmt wäre; im Indoeuropäischen fehlte es an der ‘Rektion’ eines Wortes in bezug auf ein anderes, wie z.B. im Lateinischen. Die Autonomie des Wortes ist das Hauptprinzip, das die Struktur des indoeuropäischen Satzes bestimmt.” [Übersetzung von W.A.]

In Wirklichkeit scheint diese Autonomie doch keine vollständige zu sein,

wenigstens insoweit, als sich die meisten Wortformen doch auf andere stützen mußten, um überhaupt in den Satz Eingang zu finden. Der Genitiv oder das Adjektiv z.B. waren nicht selbst imstande, einen Satz zu bilden. Dies war eigentlich nur dem Verb (in erster Linie der finiten Verbalform) und dem Nominativ (mit der existenzialen Semantik) vorbehalten, aber z.B. nicht dem Genitiv. Solchen Wortformen wie dem Genitiv ist ja eine obligatorische (gewöhnlich alternativ-obligatorische) Fügungspotenz eigen, die unmittelbar oder mittelbar zu den satzbildenden Wortformen führt. Und wenn es sich um die obligatorische Fügungspotenz handelt, so darf gewiß von völlig autonomen Wortformen keine Rede sein. Und doch kann man, trotz diesem Vorbehalt, Meillet in dem Sinne zustimmen, daß der Satzbau im späten Indoeuropäischen und zum Teil in den ältesten indoeuropäischen Sprachen viel freier und die Wortform viel autonomer war, als es in den späteren und besonders in den späten indoeuropäischen Sprachen der Fall ist. Die Entwicklung dieser Sprachen besteht ja eben in der Einbuße der großen Freiheit in der Gestaltung des Satzes, wenn auch eine solche Einbuße sehr verschiedene Formen annehmen kann und sich auch in unterschiedlichem Grade vollzieht. Wenn wir den Ausgangspunkt in diesem Prozeß (mit Vorbehalt) als das autonome Gestaltungssystem bezeichnen, so führt die weitere Sprachentwicklung, mit vielen Schwankungen, Rückentwicklungen usw., zur Schaffung von zwei Haupttypen des Gestaltungssystems: des zusammengefaßten und des gespannten. Auf dem Wortlaut dieser Termini bestehe ich keineswegs, sie werden nur als eine Art Umschreibung gebraucht. Die zusammengefaßte Gestaltung ist durch größere Bindung der Wortform innerhalb des Satzes gekennzeichnet, ohne daß sie durch die Vermittlung des Satzes oder der Wortgruppe in ihrer Funktion vollständig bestimmt wird. Dies gilt z.B. (von den modernen Sprachen) für das Russische. Die gespannte Gestaltung ist durch die weitgehende Bindung der Wortform innerhalb des Satzes und zusätzlich innerhalb der Wortgruppe gekennzeichnet. Von den modernen Sprachen gilt das ferner z.B. für das Englische und Französische. Ich möchte besonders betonen, daß die beiden Arten des Gestaltungssystems historisch und hierarchisch gleichberechtigt sind. Die zusammengefaßte Gestaltung ist keineswegs nur eine Übergangsetappe zur Bildung der gespannten Gestaltung. Solche Entwicklung ist möglich, aber nicht notwendig. Es können ja in einigen Sprachen die für das gespannte Gestaltungssystem kennzeichnenden Züge zurücktreten, wie es z.B. bei der Reduzierung der zusammengesetzten Vergangenheitsform des russischen Verbs zum Prädikatsverb (mit der Form des früheren *l*-Partizips) geschehen ist.

Was die deutsche Sprache betrifft (selbstverständlich die Literatursprache, nicht die Dialekte), so nimmt sie eine Zwischenstellung ein. Es

sind in ihr einerseits die Züge stark in den Vordergrund getreten, die dem gespannten Gestaltungssystem eigen sind, aber oft in einer Form, die eher in die Richtung des zusammengefaßten Systems führt.

Zu Beginn die bereits erwähnten Beispiele: Die Tendenz des Althochdeutschen zur Zweigliedrigkeit ist ein Schritt zur strafferen Organisation des Satzes und zur größeren Abhängigkeit des Gebrauchs der Wortformen vom Satzganzen. Aber die Stärkung der Flexion einer der Wortformen des verbalen Paradigmas ist auch eine Vorbedingung zur Schaffung von topologischen Strukturen, die gespannter Art sind, sich aber auf die grammatisch ausdrucksfähige, also autonomere Flexion gründen.

Die Zweigliedrigkeit derjenigen Elementarsätze, die ein pronominales Subjekt aufweisen, wird ihrerseits eine Vorbedingung zur Festigung der Zweitstellung der finiten Verbalform im Aussagesatz. Im Althochdeutschen gibt es noch einige semantisch bedingte Abweichungen von dieser Tendenz, besonders die Anfangsstellung des Verbs. Sie kommt übrigens selbst in der Neuzeit vor, besonders nach *und*. Aber vorherrschend im vollen Sinne des Wortes wird die Zweitstellung bereits im Mittelhochdeutschen, wobei die erste Stelle im Satz keineswegs immer dem Subjekt vorbehalten bleibt, sondern verschiedenen Satzgliedern in Abhängigkeit von der Erkenntnis- und Emotionaleinstellung des Sprechenden. Es wird nun oft in der Anfangsstellung das stellvertretende *ez* gebraucht. Andererseits festigt sich bis zu einem gewissen Grade im Mittelhochdeutschen die Tendenz zur Spät- oder sogar zur Schlußstellung der mit der finiten Verbalform zusammenhängenden Infinitive und Partizipien, auch der trennbaren Vorsilbe. Im eingeleiteten Nebensatz entspricht solcher Entwicklung die Festigung der Spät- oder Schlußstellung der finiten Verbalform oder des Verbalkomplexes, was auch bereits im Althochdeutschen zu beobachten ist und möglicherweise eine alte indoeuropäische Wortstellungsvariante fortsetzt. So bahnt sich bereits im Mittelhochdeutschen die Tendenz an, den Elementarsatz (mit Ausnahme der ersten Stelle) zu einer formal umschlossenen Einheit zu machen, wenn auch diese Tendenz nie, selbst in ihrer Blütezeit (dem 17. Jh.), zur vollständigen Geltung gelangen konnte.

Im Mittelhochdeutschen kommt es auch zur Zementierung des kongruierenden Teils der Attribute. Es entsteht einerseits die Monoflexion im Gebrauch der Fügung Artikel + Adjektiv und andererseits im Gebrauch der Fügung Titel + Eigenname (*kuninges – kuning: truchsæzze des küneges*, Nibelungenlied 11, 2 – *des künec Guntheres wîp*, Nibelungenlied 517, 4). Allerdings kommt es hier durch die Anwesenheit des Artikels nicht zur vollständigen Monoflexion, aber es ist doch ein Schritt in diese Richtung. Übrigens kommen zuweilen solche Gruppen auch ohne Artikel vor: *meister Hildebrands* (Willehalm 439, 16).

Das Frühneuhochdeutsche führt solche Tendenzen weiter, allerdings unter zum Teil sehr starken Schwankungen. Zugleich entsteht eine sich immer klarer herausbildende Tendenz zur strukturellen Differenzierung der Substantivgruppe und der Gruppe des Verbs (vgl. Brinkmann 1957). Das drückt sich besonders in zwei Verlagerungen aus: Die flektierten Formen des Adjektivs werden nun nur in der Gruppe des Substantivs als unverselbständigte präpositive Attribute gebraucht, wogegen die Adjektive in allen ihren anderen Funktionen (Prädikativ, prädikatives Attribut, verselbständigtes Attribut), die ja unmittelbar zur Gruppe des Verbs gehören oder mindestens topologisch von der Substantivgruppe distanziert werden können, unflektiert bleiben. Sie fallen somit in ihrer Strukturierung mit den Adverbien als Glied der Gruppe des Verbs zusammen. Zum zweiten ist es der außerordentlich starke Rückgang des Genitivs in der Gruppe des Verbs (als Objekt und als Adverbialbestimmung), wogegen in der Substantivgruppe der Genitiv als Attribut im Gegensatz zur mundartlichen Entwicklung eine immer größere Rolle spielt, mit seinen Synonymen erfolgreich konkurrierend – d.h. mit Präpositionalattributen (besonders mit *von*: vgl. Droop 1977), mit zusammengesetzten Substantiven, die gerade im Frühneuhochdeutschen mächtig aufblühen und eine Mittelstellung zwischen den Lexemen und Wortgruppen einnehmen (vgl. Pavlov 1983), mit den relativen Adjektiven, die allerdings in dieser Periode eine geringe Rolle spielen.

Dies bedeutet nicht, daß die beiden Gruppen jetzt strukturell vollständig voneinander abgetrennt werden. Es gibt auch solche Satzkomponenten, die in beiden Gruppen vorkommen – vor allem die Präpositionalattribute, auch die Infinitiv- und Partizipialkonstruktionen. Aber die beiden Gruppen sind doch weitgehend strukturell entgegengesetzt.

Manche Veränderungen gibt es auch in der Substantivgruppe, die zu ihrer strukturellen Vervollkommnung führen. Die nicht verselbständigten kongruierenden Attribute stehen jetzt nur in der Präposition, wogegen die nicht kongruierenden eine starke Tendenz aufweisen, in der Postposition zu stehen. Es bleibt nur eine semantische Gruppe von Substantiven, die als Genitivattribute häufig vor dem Substantiv stehen. Der präpositive Teil der Substantivgruppe wird bereichert, indem sich erweiterte kongruierende Attribute größeren Ausmaßes zu bilden beginnen, wobei zuweilen beträchtliche Rahmengebilde entstehen.

Wichtige strukturelle Entwicklungen, die zur stärkeren Zementierung und übersichtlicheren Gliederung des Ganzsatzes führen, vollziehen sich im Satzgefüge. Das Anwachsen der Zahl und der Abhängigkeitsgrade der Nebensätze (zuerst in Urkunden, dann auch in anderen prosaischen Textsorten) führte nicht nur zur folgerichtigeren Verwendung der Schluß-

stellung des Verbs, um den abhängigen Status des Nebensatzes zu unterstreichen und auf solche Weise die strukturelle Einheitlichkeit des Satzgefüges zu bewahren. Es entsteht die (dann auch massenhaft verwendete) afinite Konstruktion, d.h. die Auslassung der finiten Verbalformen in den zusammengesetzten Formen des Verbs, gelegentlich auch der kopulativen Verben (vgl. Admoni 1966).

Alle diese Erscheinungen, so verschiedenartig sie sind, haben doch zwei Merkmale gemeinsam. Einerseits dienen sie alle der strukturellen Festigung und übersichtlicheren Gliederung der grammatischen Einheiten, die immer umfangreicher und verwickelter werden. Somit macht sich die Tendenz zu einem immer gespannteren Gestaltungssystem geltend. Andererseits wird diese Entwicklung nur dadurch ermöglicht, daß die zur Bildung aller betreffenden Strukturen notwendigen Wortformen wenigstens zum Teil ihren grammatischen Status zum Ausdruck zu bringen vermögen. Sie waren daher in ihrem grammatischen Wesen nicht vollständig von dem Satz und der Wortgruppe abhängig, sondern behielten einen Rest ihrer syntaktischen Autonomie.

Auf diese Weise wird der deutsche Satzbau einer von den "festesten", strukturell zementiertesten unter den indoeuropäischen Sprachen, ohne seine Morphologie weitgehend einzubüßen, was in vielen anderen indoeuropäischen Sprachen in verschiedenem Grade geschehen ist.

Allerdings bringen die letzten drei Jahrhunderte in der Entwicklung der deutschen Literatursprache eine Mäßigung in der Handhabung von strukturellen Tendenzen, die sich im Frühneuhochdeutschen besonders extrem entwickelt haben. Dies betrifft den Umfang und die Kompliziertheit des Satzgefüges, den Gebrauch des Satzrahmens usw. Die Sprache wird viel biegsamer und beweglicher (vgl. Admoni 1980). Aber als Grundlage des Satzbaus der deutschen Literatursprache bleiben noch bis heute die strukturellen Tendenzen bestehen, die ich oben skizziert habe. Dies wird besonders klar sichtbar, wenn man den Satz in größtmöglicher Entfernung von der Situation und vom Kontext betrachtet, im Zustand der syntaktischen Ruhelage.

Ich lasse die Frage nach den Ursachen dieser Entwicklung vorläufig offen. Es wurden hier zum Teil gewisse noch indoeuropäische Tendenzen aufgegriffen und weitergeführt, auch auf andere Bereiche angewendet. In struktureller Hinsicht waren sie in ihrer Zwiespältigkeit parallel, wenn auch mit verschiedenen Nuancen und Schattierungen: Sie zementierten den Satz und die Wortgruppe, ohne die Wortform völlig unmarkiert zu lassen. Es scheint, daß dieses Gestaltungsprinzip, zuerst sich auf eine kleine Anzahl von Erscheinungen beschränkend, allmählich zur allgemeinen inneren strukturellen Gestaltungstendenz des grammatischen

Satzbaus der deutschen Literatursprache wird. Die verschiedenartigsten Erscheinungen – ich habe ja hier durchaus nicht alle erwähnt – nehmen sich dieses Gestaltungsprinzip zum Vorbild. Somit kann man vielleicht diese innere Strukturierungstendenz eben doch als die unmittelbare Ursache der Entwicklung des deutschen syntaktischen Systems in der angedeuteten Richtung betrachten.

Es bildet sich in diesem System ein strukturelles Muster, dem sich die (meisten) anderen syntaktischen Gebilde in ihrer Strukturierung angleichen. Selbstverständlich entsteht aber sofort die Frage nach der Ursache dieser Ursache. Warum sind gerade die ursprünglich ziemlich bescheidenen Ansätze im syntaktischen System zu seinem leitenden Prinzip, zu der vorherrschenden inneren Tendenz seiner Entwicklung geworden? Den anderen alten germanischen Sprachen waren ähnliche Ansätze auch eigen, aber sie wurden doch in ihrem syntaktischen Bau nicht vorherrschend, wenn sich auch einige gemeinsame Züge (z.B. die Zweitstellung der finiten Verbalform) herausgebildet haben. Man könnte mit Dal (1971) vielleicht auf die Besonderheit einiger althochdeutscher Dialekte hinweisen, die darin besteht, daß diese Dialekte im Nom. Sing. Mask. des Personal- und Demonstrativpronomens die konsonantische Endung *-r*, die grammatisch überaus ausdrucksfähig ist, wiederhergestellt oder neueingeführt haben (vgl. ahd. *er*, *her*, as. *he*). Aber erstens reicht es nicht aus, um den gesamten Entwicklungsweg des deutschen syntaktischen Systems zu erklären, und zweitens möchte man doch gern die Ursachen kennen, die zur Wiederherstellung des *-r* im Althochdeutschen geführt haben.

Es bleiben somit die "letzten Ursachen" der hier geschilderten Entwicklung des deutschen syntaktischen Gestaltungssystems unbekannt. Aber die Entwicklung selbst ist ja da. Und es ist, wie ich zu zeigen versucht habe, eben eine zusammenhängende, systematische Entwicklung, die alle Bereiche der Syntax mehr oder weniger berührt. Wir können uns somit vielleicht doch mit dem Hinweis auf die oben skizzierte innere strukturelle Entwicklungstendenz als die treibende Kraft in diesem Prozeß begnügen. Aber wie dem auch sei, glaube ich, daß eben diese strukturelle Entwicklung, die Entwicklung des Gestaltungssystems, zur Grundlage der gesamten historischen Syntax des Deutschen gemacht werden kann. Indem man diesen Prozeß in seinen Zusammenhängen aufdeckt, eröffnet sich ein Weg zur Charakteristik aller Parameter der deutschen Syntax in ihrer Entwicklung: Des Ganz- und des Elementarsatzes in allen ihren Aspekten, des Satzgefüges, der Substantivgruppe, der Gruppe des Verbs und der des Adjektivs, der Wortstellung.

Dies setzt selbstverständlich voraus, daß die Entwicklung der syn-

taktischen Gebilde immer unter dem Gesichtspunkt ihrer lexikalischen Füllung verfolgt wird, mit klarer Scheidung der obligatorischen und fakultativen Fügungspotenz sowohl der Lexeme als auch der Wortformen. Es ist auch unbedingt notwendig, die syntaktische Synonymie und Homonymie in ihren Veränderungen zu beobachten, weil dies zu dem semantischen Raum gehört, in dem sich die syntaktischen Strukturen entwickeln. Auch die Verlagerungen im Gebrauch der syntaktischen Strukturen in verschiedenen Funktionalstilen und Textsorten sind sorgfältig zu erforschen, um die historische Syntax erst recht konkret zu machen und weil eben durch diesen Gebrauch die Einwirkungen besonders sichtbar werden, die das soziale, politische und kulturelle Zeitgeschehen und seine Ideenströmungen auf die Geschichte des syntaktischen Systems (wenigstens auf quantitative Art) ausüben. Aber an sich würde die Erforschung aller dieser Aspekte der historischen Syntax keineswegs die systematische Analyse der Geschichte der syntaktischen Gebilde sichern, sondern ließe sie nur als eine lose Häufung einzelner Entwicklungen einzelner syntaktischer Formen erscheinen.

Zu einer Einheit ordnen sie sich nur dann, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung des deutschen grammatischen Systems betrachtet. Dies bildet einen Rahmen, in den die historischen syntaktischen Erscheinungen in ihren semantischen, stilistischen und textsortenspezifischen Variierungen eingebettet werden können.

#### Literaturverzeichnis

- Admoni, Wladimir G.: Razvitije struktury predloženiya v period formirovaniya nemeckogo nacional'nogo jazyka, Leningrad 1966, S. 125-132.
- Admoni, Wladimir G.: Grundlagen der Grammatiktheorie. Übersetzt und mit einem Vorwort von Th. Lewandowski, Heidelberg 1971.
- Admoni, Wladimir G.: Monoflexija, in: Istoriko-tipologičeskaja morfologija germanskich jazykov. Imennyje formy glagola, kategorija narečija, monoflexija, Moskva 1978, S. 3-65.
- Admoni, Wladimir G.: Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich des neuhochdeutschen Satzgefüges (1470-1730). Ein Beitrag zur Geschichte des Gestaltungssystems der deutschen Sprache, Berlin 1980 (Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen 56/4).
- Admoni, Wladimir G.: Valenzausgerichtete Erforschung des deutschen Satzbaus, in: Deutsche Philologie 103, 1984, S. 427-429.
- Admoni, Wladimir G.: Syntax des Neuhochdeutschen seit dem 17. Jahrhundert, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hg. v. W. Besch/O. Reichmann/St. Sonderegger, 2. Halbbd., Berlin/New York 1985 (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft [= HSK] 2.2), S. 1538-1556.

- Behaghel, Otto: Die Herstellung der syntaktischen Ruhelage im Deutschen, in: *Indogermanische Forschungen* 14, 1903, S. 438-459.
- Behaghel, Otto: *Deutsche Syntax. Eine geschichtliche Darstellung*, 4 Bde., Heidelberg 1923-1932 (*Germanische Bibliothek* I/1/10).
- Brinkmann, Hennig: Die Zusammensetzung im Deutschen, in: *Sprachforum* 2, 1957, S. 222-230.
- Dal, Ingerid: Systemerhaltende Tendenzen in der deutschen Kasusmorphologie [1942], in: I. Dal, *Untersuchungen zur deutschen und germanischen Sprachgeschichte*, Oslo/Bergen/Tromsø 1971, S. 158-170.
- Droop, Helmut G.: *Das präpositionale Attribut. Grammatikalische Darstellung und Korpusanalyse*, Tübingen 1977 (*Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache* 34).
- Ebert, Robert P.: *Historische Syntax des Deutschen*, Bd. II: 1300-1750, Bern 1986 (*Germanistische Lehrbuchsammlung* 6).
- Greule, Albrecht (Hg.): *Valenztheorie und historische Sprachwissenschaft. Beiträge zur sprachgeschichtlichen Beschreibung des Deutschen*, Tübingen 1982 (*RGL* 42).
- Meillet, Antoine: *Introduction à l'étude comparative des langues indo-européennes*, Septième édition refondue, Paris 1934.
- Pavlov, Wladimir: *Zur Ausbildung der Norm der deutschen Literatursprache im Bereich der Wortbildung (1470-1730). Von der Wortgruppe zur substantivischen Zusammensetzung*, Berlin 1983 (*Bausteine zur Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen* 56/VI).

Andreas Lötscher

VARIATION UND GRAMMATISIERUNG IN DER GESCHICHTE  
DES ERWEITERTEN ADJEKTIV- UND PARTIZIPIALATTRIBUTS  
DES DEUTSCHEN

1. Einleitung
  2. Die Konstruktionsvarianten im älteren Deutsch
  3. Der Durchbruch von Typ A im 16. und 17. Jahrhundert
  4. Schlußbemerkungen
  - 4.1. Zum Weiterleben der marginalisierten Konstruktionstypen
  - 4.2. Sprachwandel-theoretische Aspekte
- Quellen- und Literaturverzeichnis

1. Einleitung

Als erweitertes Adjektiv- und Partizipialattribut werden seit Admoni (1964) und Weber (1971) Konstruktionen bezeichnet, bei denen attributive Adjektive oder Partizipien nominale oder adverbiale Ergänzungen im weitesten Sinn zu sich nehmen:

*Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier*  
(Joh. Gottfr. Schnabel, 1738)

Die Grammatik solcher Gruppen im Gegenwartsdeutsch ist prinzipiell ziemlich einfach: Attributsgruppen stehen zwischen Determinantien und nominalem Kern der Nominalgruppe, die Erweiterungen zum Adjektiv/Partizip stehen vor diesem Adjektiv/Partizip. Es handelt sich um ein klassisches Beispiel der für das Deutsche so typischen Klammerstruktur mit zentripetaler Wortfolge in der eingeklammerten Gruppe:



In dieser grammatischen Form ist die verbreitete Verwendung komplexer Attributsgruppen offensichtlich eine neuere Entwicklung. Wie Weber (1971) auf der Basis ausgedehnter Korpusuntersuchungen gezeigt hat, tritt das vorangestellte erweiterte Attribut in größerer Regelmäßigkeit erst im Laufe des 16. Jahrhunderts auf, um in der Sprache des Barock einen ersten Höhepunkt mit Verallgemeinerung von der Kanzleisprache auf alle Sprachschichten zu erleben. Weber (1971) stellt das erweiterte Adjektiv-/Partizipialattribut dabei geradezu als Neuentwicklung des 16. Jahrhunderts dar. Was er dabei allzusehr herunterspielt, ist die Tatsache, daß schon im mittelalterlichen Deutsch komplexe Adjektiv-/Partizipial-Attribute in unterschiedlicher Form, wenn auch nicht gerade

häufig vorkommen. Weber qualifiziert diese Erscheinungen im Grunde damit als irrelevant ab, daß er sie teils als individuelle Abweichung, teils als Konstruktionen unter lateinischem Einfluß bezeichnet und ihre Seltenheit nach meinem Eindruck eher überbetont. Aber sogar, wenn eine Konstruktion, wie das hier der Fall ist, relativ selten auftritt, stellt sich die Frage nach den formalen und sprachgeschichtlichen Hintergründen ihres Gebrauchs; daß jemandem eine Konstruktion völlig zufällig in die Feder fließt, dürfte wohl keine zutreffende Vorstellung sein. Mit Blick auf die spätere Geschichte der Konstruktion ist ferner bemerkenswert, daß die heutige Form erweiterter Adjektiv-/Partizipialattribute zwar bereits im Ahd. anzutreffen ist, daß daneben aber lange Zeit auch eine Reihe anderer Formulierungsmöglichkeiten vorkamen, die zeitweise sogar beliebter waren als unsere heutigen. Die Frage, die sich angesichts dieses Befundes stellt und die ich im folgenden thematisieren möchte, lautet:

Welches sind die grammatischen Grundlagen der verschiedenen Varianten; inwiefern besteht eine historische Kontinuität; und warum konnte sich aus einer Reihe von offenbar recht gut brauchbaren Konkurrenten gerade die heutige Form durchsetzen?

## 2. Die Konstruktionsvarianten im älteren Deutsch

Im mittelalterlichen Deutsch treffen wir seit dem Ahd. für das erweiterte Adjektiv- und Partizipialattribut vier Konstruktionstypen an, die sich im Anschluß an Näf (1979, 472) folgendermaßen gruppieren lassen:<sup>1</sup>

Typ A: Adjektivgruppe vorangestellt,  
innerhalb der Adjektivgruppe zentripetale Folge:

*dáz ze herzen geslágena sêr* (Notker, *Consolatio* 81,25)

<sup>1</sup> Rössing-Hager (in diesem Band) führt einen weiteren Typ auf, der bei humanistischen Autoren um 1500 anzutreffen ist und bei dem die Attributerweiterung zwischen (vorangestelltem) Adjektiv und Substantiv steht:

*ein heilige geweichte aus paumöl salben* (Aventinus, *Bayerische Chronik*, Frankfurt 1566, II, S. 730, zit. nach Rössing-Hager).

Wie Rössing-Hager zeigt, ist dieser Konstruktionstyp dem Lateinischen nachgebildet, stellt also für einmal einen Fall von Lehnsyntax dar, der vom zeitgenössischen Rhetoriker Riederer für das Deutsche abgelehnt wird:

*spraech ich aber also*

*die edel wolgeziert in tugend iunckfrow*

*so stuends unschickerlich* (zit. nach Rössing-Hager in diesem Band).

Der Konstruktionstyp ist auch nach allem, was man feststellen kann, im Mittelalter und überhaupt außer bei Humanisten-Autoren im Deutschen nicht anzutreffen. Das dürfte einen zusätzlichen Beleg dafür abgeben, daß die geläufigen Typen A-D tatsächlich genuinen deutschen Sprachregeln entspringen und nicht als Lehnsyntax anzusprechen sind, andererseits aber auch, daß Lehnsyntax nur dann in ein Sprachsystem integriert werden kann, wenn die Konstruktion ohnehin im gegebenen System bildbar wäre.

*nach einer ewiger, vernünftiger nach got gebildeter formen* (Tauler 136,32)

*die ... hochgelerten und allerlei meisterschaft wol vermügenden leut* (Ackermann 150,10)

Typ B: Adjektiv (evtl. mit Erweiterungen) vorangestellt, Erweiterung(en) dem Substantiv nachgestellt:

*diu niderrinentea áha ába demo bérge* (Notker, Consolatio 56,23)

*die úzer erdo geualzten rónen fóne dero áho* (Notker, Consolatio 337,24)

*ein vliezzende lieht miner gotheit in allú dú herzen, dú da lebent ane valscheit* (Mechthild 3)

Typ C: Adjektivgruppe nachgestellt, innerhalb der Adjektivgruppe zentripetale Folge:

*éinen bóum in stéte ständen* (Notker, Consolatio 53,15)

*das abgründe des gotlichen vinsternisses im selber allein bekannt und allen dingen unbekannt* (Tauler 278,16)

*in Tempeln mit henden gemacht* (Luther 1545, Act. 17,24)

Typ D: Adjektivgruppe nachgestellt, innerhalb der Adjektivgruppe zentrifugale Folge:

*dehéin múot keuéstenótez mit redo* (Notker, Consolatio 115,6)

*die pantzer gestricket von allen tugenden* (Tauler 406,30)

*ain feur prinnend in dem obristen reich des luftes* (Megenberg 75)

Es ist wohl anzunehmen, daß entsprechende Muster aus dem mündlichen Sprachgebrauch der germanischen Völker vor dem ahd. Schrifttum nicht geläufig waren. Unter diesem Gesichtspunkt stellt sich die Frage, welche Verfahren unter diesen Umständen Autoren wie Otfrid, der Isidor-Übersetzer und Notker zur Ausbildung so komplexer grammatischer Muster anwenden konnten.

Eine Standardantwort auf dieses Problem lautet: Da es sich um Übersetzungsliteratur oder zumindest von lateinischer Prosa angeregte Literatur handelt, haben Notker und seine Zeitgenossen diese Konstruktionen aus dem Lateinischen übernommen.<sup>2</sup> Diese Hypothese scheint mir entweder nicht ausreichend oder nicht zutreffend.

Generell stellen wir nämlich fest, daß die ahd. Autoren prinzipiell sich nicht sklavisch an die lateinische Wortfolge hielten, sondern vom

<sup>2</sup> Dies ist auch die Position Webers (1971, 77), der z.B. von "sklavischer Übernahme der lateinischen Syntax" spricht.

Lateinischen relativ unabhängig formulierten, also offenbar über eine eigene Grammatik verfügen.<sup>3</sup> Man vergleiche hierzu nur die folgenden Beispiele:

- (I) *pendentis supra verticem gladii* (= lat. Originaltext)
- (II) *gladii pendentis supra verticem* (= Notkers Umformulierung)
- (III) *dés óbe hóubete hángenten suértes* (Notker, Consolatio 165,25, nach Náf 1986,492)<sup>4</sup>

*Quis est igitur iste deus unctus a deo?*

*Huuer ist dhanne dhese chisalbodo got fona gote?* (Isidor III, 2, nach Ahd. Lb. 16)

Vor diesem Hintergrund ist nach den grammatischen Bedingungen innerhalb des Deutschen zu fragen, auf deren Basis im älteren Deutsch, seit dem Ahd., komplexe Adjektiv-/Partizipialattribute konstruiert werden können.

Ich möchte diese Bedingungen in den folgenden Feststellungen zusammenfassen:

1. Wir dürfen annehmen, daß dem Ahd. vom Germanischen die schon dem Indogermanischen bekannte Möglichkeit überliefert wurde, daß auch attributive Adjektive durch einfache (z.B. verstärkende) Adverbien modifiziert werden konnten. Der feste Platz für solche adverbiale Modifikationen scheint seit jeher die Stelle vor dem Adjektiv gewesen zu sein,<sup>5</sup> wie wir das auch in Beispielen erkennen können:

*rehto paluuc dink* (Muspilli 26, nach Ahd. Lb. 86)

*gouma filu reini* (Otfrid I, 1,20, nach Ahd. Lb. 98)

*mit filu hohen mahtin* (Otfrid II, 14,71, nach Ahd. Lb. 112)

Diese Anordnung impliziert bereits die zentripetale Anordnung bei einer Adjektiverweiterung. Bezeichnenderweise hält sich auch Notker in den

<sup>3</sup> Die Unabhängigkeit des Ahd. vom Lateinischen würde sich erst recht zeigen, wenn man die Stellungsmöglichkeiten des Lateins etwa bei Boethius analog zur obigen Klassifizierung für das Ahd. schematisch typisieren würde. Das Latein kennt v.a. mehr Stellungsmöglichkeiten als z.B. Notker, vgl.:

*uel xi uel fraude nolentibus pecuniae ... ereptae* ('die mit Gewalt oder List den sich wehrenden [Eigentümern] entrissenen Schätze')

*bibliothecae ... comptos ebore ac uitro parietes* ('die mit Elfenbein und Kristall geschmückten Wände der Bibliothek'; aus Náf 1979, 489).

<sup>4</sup> Notker hat bekanntlich den lateinischen Originaltext (= Textstufe I) für seine didaktischen Zwecke formuliert (= Textstufe II) und in dieser Form notiert; die Übersetzung (= III) läßt sich nicht eindeutig mit einer einzelnen Variante in Beziehung setzen. S. Náf (1979, 61ff.). – Vgl. dazu auch Sonderegger (1987, 855f.).

<sup>5</sup> Vgl. Hirt (1934a, 87) und Hirt (1934b, 137) mit entsprechenden Beispielen. Als Indiz für die regelhafte Voranstellung kann die Tendenz gelten, daß derartige Adverb-Adjektiv-Verbindungen zu Komposita mit präfigiertem Bestimmungsglied zusammenwachsen.

einfacheren Fällen von Adjektivmodifikation strikte an diese zentripetale Folge. Wer nun im Ahd. komplexere, d.h. umfänglichere Adjektiv-/Partizipialerweiterungen einzufügen hatte, konnte sich an dieses vorgegebene Prinzip halten und eine solche Erweiterung vor das Adjektiv/Partizip stellen; damit verblieb er prinzipiell im Rahmen der vorgegebenen grammatischen Regeln. Diese Verfahrensweise wurde übrigens auch bei erweiterten Appositionen und Adverbialien angewandt; vgl. z.B.:

*Ludouuic ther snello, ther uuisduames follo* (Otfried I, 1, nach Ahd. Lb. 92)

*Bigont ez der rihi man filo harto zurnan* (Lied vom heiligen Georg 29, nach Ahd. Lb. 132)

2. Im Ahd. ist bekanntlich die Stellung des attributiven Adjektivs in bezug auf den nominalen Nukleus grundsätzlich frei; sowohl Voranstellung wie Nachstellung war erlaubt, obwohl bei Notker die Nachstellung einfacher Adjektive bereits spürbar im Abnehmen begriffen erscheint.<sup>6</sup> Die Kombination der Prinzipien der Zentripetalität und der freien Stellung des adjektivischen Attributs läßt die Stellungstypen A und C als relativ direkte und nicht einmal besonders gravierende Erweiterungen der althergebrachten germanischen Nominalgruppenstruktur erscheinen. Zu fragen bleibt allenfalls, warum Notker nachgestellte komplexe Adjektivattribute relativ soviel häufiger verwendet als nachgestellte einfache Adjektive. Die Begründung dürfte auf psycholinguistisch-funktionaler Ebene zu suchen sein: Offenbar wird für Notkers Sprachgefühl der eingeklammerte Strukturtyp A sehr schnell zu komplex und schwerfällig.<sup>7</sup> Näf (1979, 478) stellt jedenfalls fest, daß in der Consolatio-Übersetzung der Stellungstyp A nur mit einteiligen Erweiterungen verwendet wird. Die gleiche Begründung dürfte auch für Otfrids Bevorzugung der Nachstellung zutreffen; bei ihm kommt allerdings noch hinzu, daß er generell nachgestellte Adjektive häufiger verwendet. Nicht zuletzt dürfte dabei bei Otfried auch eine Rolle spielen, daß die Wortstellung in dichterischer gebundener Rede seit jeher stärker traditionelle Ausdrucksformen wei-

6 Näf (197, 411) gibt für Notkers Boethius-Übersetzung lediglich acht Belegstellen an.

7 Typ-A-Konstruktionen bieten ein zweifaches Verarbeitungsproblem:

1) Es sind eingebettete Strukturen; dabei wird der Analyseapparat mit dem Analysieren einer Konstruktion belastet in einem Moment, wo er eine andere, übergeordnete Struktur erst teilweise analysiert hat, was bedeutet, daß er sowohl bisherige grammatische Teilergebnisse wie Prädiktionen über die mögliche Vervollständigung der übergeordneten Struktur gleichzeitig im Gedächtnis behalten muß mit neueintreffenden Analyseergebnissen.

2) Es sind zentripetale Strukturen, d.h. der Analyseapparat kann syntaktische Zwischenergebnisse (die ja gewöhnlich mehrdeutig sind) noch nicht in einen grammatischen Kontext einordnen, sondern muß damit zuwarten (und das Gedächtnis belasten), bis das syntaktisch übergeordnete Element zur Analyse gelangen kann.

terführt als Sachprosa.<sup>8</sup> Insgesamt läßt sich das im Gegensatz zum einfachen Adjektiv häufigere Nachstellen der komplexen Adjektiv-Gruppe (also Typ C) so erklären, daß eine in der Alltagsrede marginalisierte Verwendung aus besonderen, teils psycholinguistisch-funktionalen, teils stilistischen Gründen in einer besonderen Nische mit besonderen Verwendungsproblemen weiterleben kann; (das gilt ja auch für das einfache nachgestellte Adjektiv in gebundener Rede allgemein).

3. Es bleiben noch die Strukturtypen B und D zu erklären. Ihre Herleitung erscheint einfach, wenn wir sie als Ergebnisse von Extraposition aus den Typen A bzw. C verstehen. Dies ist sicher plausibel, weil in diesem Fall sowohl die strukturellen wie die funktionalen Bedingungen zutreffen, die generell für Extraposition gelten: Es handelt sich sowohl bei einer Extraposition von Typ A zu B wie von Typ C zu D um Rechtsverschiebungen aus zentripetalen Strukturen; diese Rechtsverschiebung hat eine Auflösung der Zentripetalität zur Folge, wobei mindestens im Fall B eine diskontinuierliche Anordnung in Kauf genommen wird. Damit ist auch gleichzeitig der Sinn dieser Ausklammerung charakterisiert: Sie ermöglicht es, die bekannten Interpretationsprobleme von zentripetalen, eingeschachtelten Strukturen zu verringern.<sup>9</sup>

4. Im Mhd. wird das nachgestellte Adjektiv/Partizip zusätzlich marginalisiert: Außer in der Versdichtung ist Nachstellung seit dem 11. Jahrhundert bekanntlich nicht mehr gebräuchlich. Entsprechend sind verstärkt auch die Typen C und D im Mhd. nicht mehr als eine reguläre, geringfügig verallgemeinerte grammatische Konstruktion, sondern als sekundäre, durch Extraposition zu begründende Variante zu verstehen.

Die bisherigen Überlegungen zur grammatischen Motivierung der seit

---

8 Selbstverständlich gelten derartige stilistische Überlegungen auch für Notker, dessen Übersetzungssprache ja von einem ausgeprägten rhetorisch geschulten Stilempfinden zeugt; die Stellung der Adjektivgruppe wird so z.B. auch von rhythmischen Erwägungen bestimmt. Vgl. dazu Sonderegger (1987, 862ff.).

9 Nach Näf (1979, 478) kommt Extraposition, also Typ B oder D, bei pronominalen und einfachen adverbialen Erweiterungen, also bei "leichten" Gruppen, in Notkers Consolatio-Übersetzung nicht vor, was genau den Bedingungen der Ausklammerung entspricht. – Ein Problem bei dieser Erklärung bleibt die Frage, warum der in Anm. 1 erwähnte Typ mit "kleiner Extraposition", d.h. einfacher Nachstellung der Erweiterung hinter das Adjektiv/Partizip (aber vor das Substantiv) in diesem System nicht möglich ist:

\*die edel wolgeziert in tugend iunckfrow (vgl. Anm. 1).

Die Beantwortung dieser Frage würde eine detaillierte Analyse der Bedingungen von Extraposition allgemein voraussetzen, was hier nicht möglich ist. Intuitiv läßt sich die Unmöglichkeit einer "kleinen Extraposition" aus psycholinguistischen Gründen damit begründen, daß damit ein Kernproblem, dessentwegen die Extraposition gewählt wird – die Auflösung der Einschachtelung –, nicht beseitigt wird; (es wird lediglich das andere Problem, die Zentripetalität der Adjektiv-/Partizipialgruppe, gelöst).